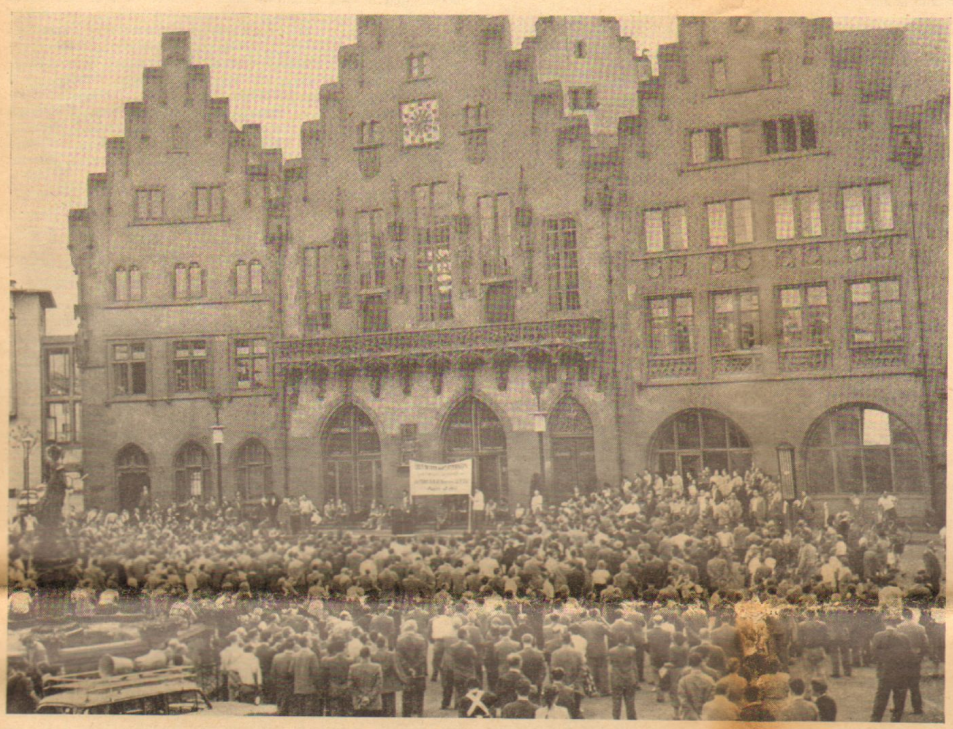
DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

8. Jahrgang – Heft 5 | Juni 1958 | Preis 20 Pfg. – Verlagsort Frankfurt a. M.



Frankfurter Dozenten und Studenten demonstrieren gegen den Atomtod

Streitfrage Atom

Schon viel zu lange dauert in der Bundesrepublik ein kalter Krieg. Seit dem massiven Zusammenprall der Befürworter und der Gegner einer atomaren Bewaffnung der Bundeswehr in der großen Bundestagsdebatte im Februar haben sich die Feindseligkeiten zwischen Regierungskoalition und Oppositionsparteien so sehr gehäuft und verschärft, daß man sich heute in einer politischen Abnützungsschlacht wähnt. Auch nicht eine einzige der streitenden Parteien hat sich gescheut, das Mittel der moralischen Disqualifikation des Gegners anzuwenden. Zwar kann der deutsche politische Umgangston seit eh und je nicht unbedingt als Vorbild gebildeter und von Sachkenntnis wohltuend gemäßigter Ausdrucksweise gelten. Ursache dafür mögen zum Teil die ideologischen Traditionen unserer Parteien sein, allenfalls auch das Temperament der Deutschen im allgemeinen. Und trotzdem muß man nun allzu oft feststellen, daß die unerquicklichsten Entgleisungen im deutschen politischen Leben menschlichem Versagen entspringen, Zeugnis der makabren Einstellung sind, daß der politische Gegner auch als Mensch nicht zu respektieren sei. Wir sind, wenn wir uns an die großen Bundestagsdebatten dieses Jahres erinnern, wegen der Beweise dafür nicht in Verlegenheit. Fügt man diesen noch Äußerungen hinzu, wie sie in Sonntagsreden, bei Parteikongressen oder auch nur bei Repliken in temperamentvoller Auseinandersetzung gesagt werden, kann man heute ohne weiteres von einer Bedrohung der guten Sitten in unserer inneren Politik sprechen. Die Bedrohung wird dann aber zu einer grundsätzlichen Gefahr für unseren demokratischen Staat, sobald man gewillt ist, sie als unvermeidliches Übel hinzunehmen.

Wird die Verwilderung des politischen Lebens, die die erste deutsche Republik zugrunde richtete, jetzt in der Bundesrepublik Platz greifen? Noch glauben wir dies nicht, weil wir meinen, daß unsere verantwortlichen Politiker und auch die politisch aktiven Parlamentarier aller Fraktionen das Weimarer Beispiel nicht vergessen haben. Sicherlich wissen auch unsere Parlamentarier, daß nach einem Versagen des Parlamentarismus die Massen nach dem starken Mann, dem Diktator, verlangen.

Eine große Behinderung für wirkliches Funktionieren des Parlamentarismus in der Bundesrepublik ist die Schwerfälligkeit des parlamentarischen Argumentierens. Bei den Atomdebatten wurde dies wieder einmal besonders deutlich. Die Menge der sicherlich gut gemeinten, aber wohl nicht immer von allen in der letzten Konsequenz begriffenen moralischen und moralisierenden, aus Theologie und Philosophie entlehnten Gedanken, die diese Debatten so schwerfällig und für den Zuhörer ermüdend werden ließen, verstärkten unsere Zweifel, daß der sachliche Gehalt der debattierten Probleme nicht immer ausreichend genug abgewogen war. Gerade die Demonstrationen gegen die Atomrüstung der Bundesrepublik sind von der moralisierenden politischen Argumentationsmethodik so sehr belastet, daß sich das der Ethik entlehnte Argument in sein Gegenteil verkehrt und allenfalls noch als Attitüde einer rücksichtslosen machtpolitischen Auseinandersetzung gelten könnte.

Man darf annehmen, daß die Mehrheit des Bundestags durch internationale Konstellationen, über die vielleicht nur die Staatskanzleien ausreichend Bescheid wissen, gedrängt wurde, die atomare Ausrüstung der Bundeswehr so plötzlich zu beschließen. Und doch besteht ein Vorwurf gegen die Mitglieder dieses Parlaments zu Recht. Sie haben versäumt, in der Öffentlichkeit eindeutig genug um Verständnis für die notwendige Entscheidung zu werben. Die Fraktionen der Bundestagsmehrheit haben zwar, als sie die Atombewaffnung beschlossen, im Sinne ihrer verfassungsmäßigen Funktionen gehandelt, aber ein Empfinden für politischen common sense vermissen lassen. Die Demonstrationen gegen die Atombewaffnung sind die Gegenrechnung.

Frankreich hat eine Staatskrise hinter sich. Ist die Bundesrepublik auf dem Wege zu einer Staatskrise hin? O. Strobel

Marschieren und studieren

Zurück in die Hörsäle / Abgeordnete sollen reden

Trotz der Zurückhaltung, die wir bisher hinsichtlich der Atomfehde geübt haben, scheint uns jetzt der Zeitpunkt gekommen unsere Skepsis auszusprechen vor allem über die Methode, wie eine Gruppe von Studenten versucht hat, ihre Kommilitonen zur Bekundung ihres politischen Willens zu bewegen. Monatelang war die Atomauseinandersetzung von den Parteien und von eigens zu diesem Zweck gegründeten Organisationen geführt worden. Zwar gab es auch Deklarationen von Wissenschaftlern, ungeachtet dessen konnte man sich aber nicht des Eindrucks erwehren, daß die Atomauseinandersetzung in der Bundesrepublik mehr und mehr zu einem Vergeltungsfeldzug gegen die Partei wurde, die am 15. September ihre Konkurrenten geschlagen hat.

Erfahrungsgemäß wird Opposition des Volkes, wenn sie Ausdruck eines tatsächlichen Notstandes ist, am frühesten und am klarsten bei den Studenten sichtbar. Dafür mag Ungarn als extremes Beispiel gelten. Auch in Frankreich reagierten die Studenten als erste staatsbürgerliche Gruppe auf die schwelende Staatskrise.

Weil sich aber unsere Studenten in der Atomfrage wenn überhaupt, dann zunächst nur einzeln zu Wort meldeten, konnten wir nicht glauben, daß nun, zu einem Zeitpunkt, wo die streitenden Parteien offensichtlich ihr Pulver verschossen hatten und bei der Opposition Ermüdungserscheinungen kaum mehr zu verheimlichen waren, sich der Funke des Zorns bei den Studenten entzünde. So mußte der Eindruck entstehen, als ob die Antiatomdemonstration der Studenten und Dozenten von Interessengruppen inspiriert sei, die in einer Agitationsflaute auf die „Studentenmassen" zurückgreifen wollten.

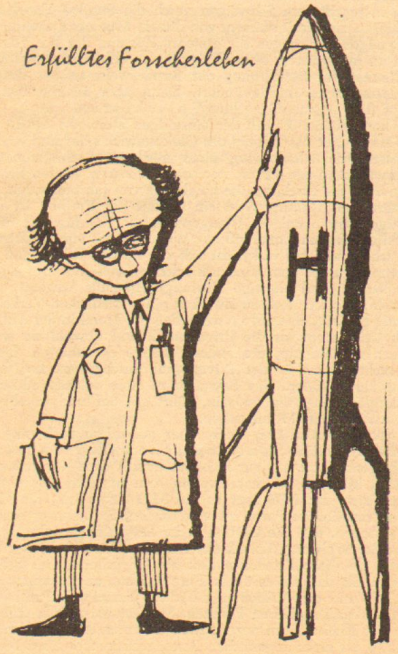
Wir konnten uns davon überzeugen, daß viele der Frankfurter Studenten und Dozenten, die zur Demonstration aufforderten, Wert auf die parteipolitische Unabhängigkeit legen. Das respektieren wir. Um so erstaunter waren wir dann, als sich die während der Demonstration vorgebrachten Argumente kaum von denen der Oppositionsparteien unterschieden.

Eine Demonstration, an der sich ungefähr fünf Prozent, der über siebentausend Studenten, beteiligen, ist keine Demonstration der Frankfurter Studenten.

In einer so wichtigen Frage für die zukünftige Politik der Bundserepubblik wie die der Atombewaffnung unserer Streitkräfte, ist es jedoch auf alle Fälle schlecht, wenn man der persönlichen Entscheidung ausweicht, oder sie von vornherein zum Dogma proklamiert. Die Argumente dafür und dagegen haben Gewicht. Sie darzustellen, abzuwägen, kann nur in sachlicher Rede und Gegenrede geschehen. Es ist in der heutigen Situation der Bundesrepublik keineswegs notwendig, daß Studenten mit Transparenten durch die Straßen unserer Stadt marschieren. Darum meinen wir, daß es für eine Diskussion innerhalb der Universität noch nicht zu spät ist.

Wir veröffentlichen in dieser Ausgabe Beiträge von Prof. Dr. Franz Böhm MdB. und Dr. Jürgen Habermass. Damit wollen wir die Studenten auffordern, das bisher versäumte nachzuholen.

Oscar Strobel



Aufforderung zur Diskussion

Angesichts der zunehmenden Verschlechterung des politischen Klimas in der Bundesrepublik, hervorgerufen durch die Auseinandersetzungen in der Frage der Atombewaffnung und ermutigt durch den würdigen Verlauf der Demonstration der Frankfurter Studenten, wollen wir die streitenden Gruppen zu einem öffentlichen Gespräch auffordern. Die Redaktion

Sehr geehrte Redaktion!

Sie wissen, daß ich zu den CDU-Politikern gehört habe, für die es ein Anliegen war, es nach der Seite der SPD hin niemals wieder zu einer Schärfe kommen zu lassen, die an die Zeiten verwahrlosten politischen Kampfes vor 1933 erinnern könnte. Was aber die Haltung der SPD gegenüber unserer Außenpolitik betrifft, so ist sie keine Haltung der Kritik mehr, sondern offene Unbill und Illoyalität. Mit Bedauern habe ich diesen Unterton der Motivenverdächtigung schon in den Diskussionen des Zweiten Bundestags wahrgenommen. Seit der außenpolitischen Debatte im Januar dieses Jahres ist leider dieser Unterton zur Hauptmelodie geworden. Ich habe aber nicht die Absicht, es ruhig mitanzusehen, daß bei uns zum zweitenmal eine Demokratie aus Illoyalität verludert und daß zum zweitenmal eine Diktatur durch Servilismus in einer aggressiven Außenpolitik ermutigt wird. Daß die Fronten in diesem Kampf seit 1949 pervertiert worden sind, ist nicht meine Schuld.

Sollten Sie den Beitrag trotz seiner Schärfe für geeignet halten, so fügen Sie bitte die Bezeichnung „Mitglied des Bundestags" meinem Namen bei, da ich als Politiker spreche und es verabscheue, mich des Ansehens, dessen sich Wissenschaft und Universität in unserer Öffentlichkeit erfreuen, zu bedienen, um einerseits für mein Urteil eine erhöhte Autorität zu erschleichen und andererseits hinter diesem Schild für meine Person Deckung und Asyl zu sichern.

Franz Böhm

Provozierte Atompanik

von Prof. Dr. Franz Böhm

Protestmärsche gegen den Atomtod sind eine billige, scheinheilige und heuchlerische Demonstration, wenn man keine Ahnung davon hat, was man in der Welt der politischen Wirklichkeit mit Aussicht auf Erfolg unternehmen kann, um die Gefahr eines Atomkrieges — oder besser: die Gefahr eines Krieges überhaupt — aus der Welt zu schaffen, was durchaus kein aussichtsloses Beginnen ist. Bisher aber haben uns die schweigsamen Marschierer jedes redliche und herzhafte Programm vorenthalten.

Politik wird mit dem Kopfe gemacht; das Bewußtsein der eigenen Selbstgerechtigkeit genügt nicht. Der Kopf ist aber das einzige, was von den Protestlern nicht in Anspruch genommen wird. Man sollte von gebildeten und gutartigen Leuten — und solche gebildeten und gutartigen Leute sind es, die da in den Schweigemärschen mittrotten —, erwarten, daß sie sich in den Lebensfragen der Politik von anderen Beweggründen leiten lassen als von der koketten Sucht, vor der Bevölkerung einer großen Stadt auf Kosten anderer Mitbürger den gerechten Kammacher zu spielen.

Der anklägerische, vielfach arrogante und gehässige Ton dieser Aktionen richtet sich erkennbar nur und einseitig gegen den Westen. Es ist aber keine gute Sache, auf der Seite von unkontrollierten Diktatoren und Unterdrückern gegen Staaten mit kontrollierter Regierung und freier öffentlicher Meinung für den Frieden und gegen den Atomtod zu demonstrieren.

Warum demonstrieren diese Leute nur gegen den Westen? Ich glaube nicht, daß sie Anhänger der Gewalt, der Diktatur und des Marxismus-Leninismus sind. Natürlich befinden sich unter den Demonstranten auch Kommunisten. Aber diese handeln logisch und wissen, warum sie einseitig gegen den Westen demonstrieren. Warum tun es aber die anderen? Antwort: weil sie vor dem Westen keine Angst zu haben brauchen. Man demonstriert gegen den Westen, weil man das im Westen ohne Risiko tun kann. Im Osten gibt es keine Schweigemärsche gegen den Atomtod, die sich gegen die Außen- und Rüstungspolitik der eigenen Regierung wenden.

Die Bewegung: „Kampf dem Atomtod" ist eine Radfahrerbewegung. Sie katzbuckelt vor der Sache der Gewalt und tritt nach der Sache der Freiheit. Nicht weil sie die Sache der Gewalt liebt, sondern weil die Sache der Gewalt nicht mit sich reden läßt. Und nicht, weil sie die Sache der Freiheit haßt, sondern weil die Sache der Freiheit es duldet, daß man ihr schadet.

Um das tun zu können, und um das eigene Gewissen zu beschwichtigen, verleumdet diese Bewegung die Sache des Westens und verharmlost die Sache des Ostens. Sie stellt Adenauer in eine Linie mit Ulbricht und möchte gern Eisenhower in eine Linie mit Chruschtschow stellen. Sie verdächtigt das Freiheitsprinzip der Demokratie und verzuckert das Prinzip der Diktatur. Sie erklärt jedes Bestreben, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, als reaktionäre Kommunistenhetze und friedensgefährdende Scharfmacherei.

Wenn die Bewegung: „Kampf dem Atomtod" eine aufrichtige und politisch folgerichtige Bewegung wäre, müßte sie die einseitige atomare Abrüstung des Westens, d. h. eine entschlossene Politik der Wehrlosigkeit fordern. Vereinzelte Politiker der Opposition tun das auch; sie sind die einzigen Politiker, mit denen sich ein Gespräch lohnt. Die meisten aber, die da in ergriffenem Schweigen durch die Straßen Frankfurts marschieren, sind weit entfernt von diesem Mut zur Konsequenz. Sie begnügen sich, gegen die atomare Rüstung der Bundeswehr zu protestieren, obwohl sie wissen, oder wissen müßten, daß die Art der Bewaffnung der Bundeswehr an der Gefahr eines Atomkrieges nichts ändert. Dann aber ist die Parole: „Kampf dem Atomtod" nackter Volksbetrug.

Die konsequente Politik der einseitigen atomaren Abrüstung des Westens gibt das Prinzip des Gleichgewichts auf und fordert stattdessen die Überlassung eines einseitigen schrankenlosen Übergewichts an den Osten, der seine atomaren Waffen behält. Sie ignoriert die geschichtliche Erfahrung von Jahrtausenden, die uns lehrt, daß Gleichgewicht ein Garant der Freiheit ist und einseitiges schrankenloses Übergewicht zur Knechtschaft führt. Sie erblickt in dem Entschluß zur Wehrlosigkeit eine großartige moralische Geste und verspricht sich von ihr den Erfolg, daß die Sowjetunion unter dem Eindruck solchen Großmuts ihre eigene Atomrüstung (und sonstige Rüstung) ebenfalls weglegt oder aber sich ihrer nur noch zu Zwecken einer friedlichen Verkehrsregelung bedient. Obwohl sie weiß, daß die Moral in der Außenpolitik tiefer steht als die Privatmoral, und obwohl sie weiß, daß sich das Prinzip, die andere Wange darzubieten, bisher noch nicht einmal in der Privatmoral durchgesetzt hat, hofft sie auf ein Wunder. Das Bewußtsein, eines solchen ethischen Wunderglaubens fähig zu sein, rührt sie tief und erhebt sie turmhoch über ihre Mitmenschen.

In der ganzen Aktion steckt aber außerdem noch eine erschreckende Portion soziologischer Klassenhetze, die übrigens schon fast gar nichts mehr mit dem Klassenkampf von Karl Marx zu tun hat. Arm in Arm mit den Ohne-Mich-Nationalisten der FDP legt es die SPD darauf ab, die CDU als eine reaktionäre Partei zu verleumden. Sie kann es einfach nicht ertragen, daß die CDU auf der Seite der demokratischen Völker der Welt eine Politik des Friedens betreibt. Lieber verleumdet sie diese Friedenspolitik als Kriegshetze und Scharfmacherei, als daß sie es übers Herz brächte, anzunehmen, daß die CDU und die Millionen, die diese Partei gewählt haben, redliche Absichten haben könnten. Sie distanziert sich von der Sache der Freiheit, um anzudeuten, daß man Arm in Arm mit der CDU als einer angeblichen Partei sozialreaktionärer Besitzbürger die Freiheit nicht verteidigen kann, weil eine Freiheit, die von der CDU verfochten wird, eine korrumpierte Freiheit sei.

Damit wird aber die innenpolitische Atmosphäre in ähnlich hemmungsloser Weise vergiftet und verpestet, wie es zur Zeit der Weimarer Republik die Rechtsparteien getan haben. So ziehen heute konzeptionslose Pfahlbürger, denen nicht nur jede Radikalität, sondern jede echte politische Kraft überhaupt abgeht, die Schleusen einer scheinrevolutionären, enthemmten Propaganda hoch. Gleichzeitig gehen sie ans Werk, um die abgewogenen Einrichtungen einer demokratischen Verfassung, die dem Zweck dienen, eine Regierung durch das Volk wirksam zu kontrollieren, und ihr trotzdem die Möglichkeit zu geben, eine kurze Zeit lang tatsächlich zu regieren, zu Fall zu bringen und stattdessen der oppositionellen Minderheit das Instrument einer permanenten Störtechnik in die Hand zu spielen. Verrohung der politischen Diskussion plus Grundgesetzaushöhlung schaffen eine Lage, die mit den Mitteln der Demokratie auf die Dauer nicht gemeistert werden kann. Die Politiker, die heute diese Windschläuche öffnen, sind die letzten, die fähig wären, in dem von ihnen selbst provozierten politischen und sozialen Wetter ein Schiff zu steuern. Sie werden eine Kokurrenz bekommen, die sich auf dieses Geschäft besser versteht, genauso wie die Herren Hugenberg, Seldte, Schacht und v. Papen eine Konkurrenz bekommen haben, die sie von der Bildfläche der deutschen Politik weggefegt hat.

Wie können Bürger einer Universität einen solchen gemeingefährlichen Unfug durch Schweigemärsche unterstützen? Weise der Wissenschaft ist es, mit Gründen zu reden, aber nicht, mit Schweigen zu hetzen. Solange sich die Kritik nur gegen den Vernunftgehalt der Politik richtet, die Adenauer in Übereinstimmung mit einer großen Zahl seriöser Regierungen und in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung gewaltiger Massen friedliebender Menschen in der ganzen Welt führt, genügt es, wenn diese Kritik mit sachlichen Argumenten im Rahmen der verfassungsmäßigen Ordnung geübt wird. Bei der Aktion gegen den Atomtod aber handelt es sich um einen bewußten Übergang zu dramatisierten Formen der öffentlichen Auseinandersetzung, wie er nur beim Anblick gewissenlosen Leichtsinns oder offenkundiger Unmoralität einer Regierungspolitik durch den Gesichtspunkt der Notwehr gerechtfertigt werden kann. Durch diesen Übergang wollen aber politische Richtungen den Anschein erwecken, als stehe heute das deutsche Volk dem gewissenlosen Leichtsinn und der offenkundigen Unmoralität seiner Regierung gegenüber. Diese Hetze aber ist bis auf den Grund schlecht und verwerflich. Ich beklage es, daß es Akademiker gibt, die ihr erliegen und an ihr teilnehmen.

Die Gegenstimme:

Unruhe erste Bürgerpflicht

von Dr. Jürgen Habermass

Wenn 20 000 Dozenten und Studenten an elf westdeutschen Hochschulen Unruhe als erste Bürgerpflicht wahrnehmen, wenn sie öffentlich zum gleichen Zeitpunkt gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr protestieren — dann begegnen dem berufene und unberufene Vertreter der Regierungspolitik mit dem Vorwurf der Panikmache. Mit der Diffamierung staatsbürgerlicher Initiative wird aber eine Demokratie reif gemacht für den Absprung von Fallschirmjägern. In jenen Protest gehen unübersehbar viele Motive ein. Ein Einzelner ist nicht berufen noch in der Lage, sie zu deuten. Denn hier protestieren Individuen und nicht Organisationen. Soviel jedoch ist sicher: der Protest richtet sich nicht an Russen oder Amerikaner, er richtet sich an die Staatsmänner, die mit in unserem Auftrag regieren. Auch bringt der Protest keine weltanschaulichen Entscheidungen zum Ausdruck, etwa angesichts der propagandistisch entstellten Alternative „tot oder rot"; er fordert vielmehr konkret eine Politik der Entspannung, die solche Alternativen gar nicht erst Wirklichkeit werden läßt. Es geht nicht um King Hall oder den Kreml, nicht um sittliche Aufrüstung gegenüber den bestehenden Atommächten; in den Bereich unserer Verantwortung fällt vielmehr die Rüstungspolitik unserer Regierung. Der Slogan von der atomaren Abrüstung in aller Welt will nur den Blick davon ablenken, daß im eigenen Land der Startschuß fürs atomare Wettrüsten Mitteleuropas, diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs, gegeben wurde.

In andrer Hinsicht ist indes mehr als nur der Bundestagsbeschluß vom 25. März Gegenstand des Protestes. Mit ihm betrat nämlich die Politik der Stärke als ganze eine Schwelle, an der nicht länger verborgen bleiben konnte, was einige wenige schon seit deren Beginn im Jahre 1950 zu erkennen glaubten: unser aller politisches Denken ist historisch an den Beziehungen der „großen Mächte" geschult worden; eine Politik aber, die wie mit Altersstarrsinn an solchen Kategorien des 19. Jahrhunderts festhält, ist den Verhältnissen in der Mitte des 20. nachweislich nicht mehr gewachsen. Die Logik einer Politik der Stärke ignoriert Grundsätze, die historisch ebenso neu wie faktisch unumgänglich sind. Heute kann man Kriege noch führen, aber nicht mehr gewinnen. Heute kann man Kriege nicht mehr verhindern, indem man sie vorbereitet. Heute schützen Freiheit und Gerechtigkeit der inneren Ordnung eine Gesellschaft eher, als — auf deren Kosten — eine Kraftentfaltung nach außen. Wer sich an die Regeln dieser neuen Logik nicht hält, verstrickt sich in Widersprüche. Oder ist es kein Widerspruch, daß man mit Massenvernichtungsmitteln abschrecken will, ohne im Ernst ihren Einsatz wollen zu können; und doch kann nur der wirksam drohen, der fest entschlossen ist, diese Drohung auch wahrzumachen. Oder ist es kein Widerspruch, daß man immer neue Stufen der Rüstung zur unabdingbaren Voraussetzung aussichtsreicher Verhandlungen mit dem Gegner macht, und doch eben damit die Möglichkeiten des Verhandelns überhaupt immer mehr einschränkt. Weil man die tatsächliche Stärke einer Verhandlung aus der Position möglicher, zunächst angedrohter Stärke vorzog, kam es gar nicht zur Verhandlung — und die Stärke gedieh unterdessen zum Selbstzweck.

Widersprüche dieser Art fordern ihren Preis. Sie zeigen untrüglich an, daß Chancen des Überlebens unversucht blieben. Das schlechte Gewissen schlägt darum den Politikern der Stärke nicht von ungefähr. Sie wagen nicht einmal mehr, die Sache beim Namen zu nennen. Einst sprachen die Nazis von „entrahmter Frischmilch", wenn sie den Leuten Magermilch verkauften. Heute sprechen die Politiker der Stärke von „modernsten Waffen", wenn sie den Leuten A- und H-Bomben verkaufen. Magische Praxis — sie tabuieren Ereignisse, die sich der Gewalt der Menschen entziehen. Magisches Weltbild überhaupt — in jedem ihrer Gegner wittern sie Mächte der Finsternis und der „Fernsteuerung".

Die Politiker der Stärke behaupten nämlich:
daß Demonstrationen, wie jene vom 20. Mai, das Geschäft der SPD, wenn nicht gar das der Kommunisten betreiben. Und doch betreiben wir zunächst einmal unser eigenes Geschäft: wir wollen in Frieden und in einer freien Gesellschaft leben können. Wir beginnen unsre Unternehmungen ohne Hintermänner, sogar ohne Geldgeber. Zudem wenden wir uns nicht gegen die Regierungspartei, sondern gegen eine Regierungspolitik. Wenn uns die SPD unterstützt, um so besser; wir aber setzen notgedrungen unsre ganze Hoffnung auf die einsichtigen Abgeordneten der CDU, nicht zuletzt auf die Professoren unter ihnen, die allein in der Lage sind, die Mehrheitsverhältnisse des Bundestages in dieser Sache zu ändern.

Die Politiker der Stärke behaupten ferner:
daß Demonstrationen, wie auch jene vom 20. Mai, die repräsentative Verfassung unsrer Demokratie gefährden. Und doch tragen nicht etwa wir die plebiszitären Elemente ins politische Leben der Bundesrepublik. Hätten wir eine repräsentative Demokratie im klassischen Sinne, dann wären die Abgeordneten in ihren Entscheidungen frei und nur ihrem Gewissen verpflichtet — wie sollten sie in Schicksalsfragen unsres Volkes geschlossen nach Fraktionen abstimmen können? Das aber ist der Fall. Hätten wir eine repräsentative Demokratie im klassischen Sinne, dann würde der Bundestag nicht nur eine Politik der vollendeten Tatsachen nachträglich gutheißen — wie sollte ein Kanzler bei den Ausführungen des ersten Sprechers der Opposition, wie sollte Adenauer während der Rede Carlo Schmids gelangweilt seine „Kölnische Rundschau" lesen können? Das aber ist der Fall. Hätten wir eine repräsentative Demokratie im klassischen Sinne, dann wären Wahlen zum höchsten Parlament eben Wahlen und nicht verschleierte Plebiszite — weil die Werbetechniker der CDU am 15. September über eine Person abstimmen ließen, sind heute Willensbekundungen in einer Sache fällig; und zwar in einer Sache, die damals peinlich verschwiegen wurde.

Die Politiker der Stärke behaupten schließlich:
daß Demonstrationen, wie jene vom 20. Mai, unverantwortlich ans Gefühl der Massen appellieren. Und doch dienen sie vornehmlich der Aufklärung und der Bekundung eines aufgeklärten Willens. Angst macht nicht nur zuweilen kopflos, in Gefahr lehrt sie auch, den Kopf zu gebrauchen: Angst wird heute zum Mentor der Menschheit. Angstbereitschaft in einer Lage des Schreckens ist Voraussetzung, um diese Lage zu erkennen. Kernwaffen existieren, indem sie drohen. Diese Drohung ist historisch ohne Vorbild. Die an historischen Verhältnissen haftende Vorstellung reicht für sie nicht aus. Also muß das Bewußtsein des Menschen, vorab der Politiker, immer wieder in Phantasie gleichsam geschult werden; das träge Bewußtsein mit dem kleinen Spielraum, in dem Atomwaffen noch als die Entwicklung von Artilleriegeschossen erscheinen, muß dem ungleich weiteren Spielraum der Möglichkeiten angemessen werden, mit denen wir vernünftig zu rechnen haben, um sie nie wirklich werden zu lassen. Genau diese Formen eines angemesseneren Bewußtseins erscheinen den Politikern der Stärke in der falschen Gestalt von Panik oder Utopie.

Wie muß zudem das Bild einer Demokratie beschaffen sein, in deren Namen man die Masse der Staatsbürger als Masse der Unmündigen behandelt wissen möchte, auf daß in politischen Schicksalsfragen alles fürs Volk, aber nichts mit dem Volk entschieden werde. Unter Panikverdacht standen auch, Flugblättern zufolge, Dozenten und Studenten an jenem 20. Mai. Mit welchem Recht haben sie dennoch demonstriert? Mit keinem anderen als dem aller übrigen Staatsbürger; aber vielleicht mit der Verpflichtung der intellektuellen Redlichkeit, die ihnen ihr Handwerk auferlegt; vielleicht auch mit der Attsicht des größeren Effekts, die ihnen mit dem größeren Prestige, ob verdient oder nicht, gegeben ist.

Gewiß, die Universität als Korporation soll ihre politische Neutralität wahren. Aber sie bleibt ein Hort der Gewissensfreiheit nur, solange ihre Bürger politische Gewissensentscheidungen öffentlich und mit den wirksamsten der rechtens zu Gebote stehenden Mittel bekunden. Einmal schon sind deutsche Universitäten zu lange Hort versäumter Gewissensentscheidungen geblieben.

Der Demonstrationszug vom 20. Mai richtet sich extra muros gegen die verantwortlichen Träger einer Politik der Stärke; intra muros aber richtet er sich nicht in erster Linie an die, die sich für diese Politik schlagen, sondern an die, die sich, trotz besserer Einsicht, nicht gegen sie schlagen. Wenn sich angstbereite Einsicht kompetenzfrei mit Unerschrockenheit gegenüber den Einflußreicheren verbindet, heißt man's Zivilcourage. Heute steht sie unter Panikverdacht — muß das sein?

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

DISKUS
FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Wolf Calebow, Eberhard Dehne, Konrad Huth, Klaus Scheunemann, Hanns Schreiner.

Redaktion: Hanno Reuther, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.

Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.

Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.

Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883

Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 55 62 61.

Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 520/521. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 55 11 78.

Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Pariser Blitzlicht

Keine Angst, hier wird n i c h t über de Gaulle geschrieben! Stattdessen steht die Verbotstafel eines Pariser Vorortkinos zur Debatte, auf der folgendes zu lesen stand, als wir an einem Sonnabend die Spätvorstellung besuchen wollten: „Kindern unter drei Jahren ist der Eintritt verboten!" Zugegeben, Frankreich hat nicht nur in der Politik seine Überraschungen. Trotzdem blieb uns unverständlich, wie das Verbot überhaupt für Kleinkinder und noch jünger Gültigkeit haben könnte. Denn hierzulande packt man diese ins Bett. Nicht so bei unserem Kinobesuch, der durch das stete Kommen und Gehen der Zuschauer ohnehin besonders reizvoll war. Kam es doch darauf an, in den kurzen Pausen, wo die Stühle einmal nicht knarrten, wenigstens etwas vom Text zu verstehen, soweit das bei den heutigen Filmen überhaupt notwendig ist. Völlig torpediert wurde dieses Bemühen jedoch durch das temperamentvolle Schreien der französischen Kinder, die sicher vom Säuglingsalter her noch kräftig im Training geblieben waren.

Zwischen dem sich abrollenden Filmstreifen und dem Toben der „lieben Kleinen", blieb uns nur noch schmaler Raum zu der Überlegung, daß entweder das Verbot übertreten wurde. Dies wäre dann eine echt französische Lösung des Babysittings, mit der wir freilich nicht rechneten. Oder das Verbot war nicht übertreten worden, sondern es schreien halt auch noch die Kinder im Alter von über vier Jahren. Nicht nur die Uhren Frankreichs gehen anders, auch die Familienpolitik — dankbares Studienobjekt des Herrn Würmeling — beschreitet mit dem Kino als „Ersatzheim" völlig neue Wege. Ob damit allerdings die politische Vernunft der französischen Bürger wächst, wenn sie schon „von Kindesbeinen an" auf die Leinwand starren, bezweifeln wir. Freilich dürfen wir in diesem Fall auch nicht zu schwarz sehen. Die jüngsten Ereignisse beweisen, daß man auch ohne jene Voraussetzung die Schwäche der (politischen) Vernunft betätigen kann. Wozu gibt es schließlich starke Männer? Aber da wir versprochen haben, nicht über Herrn de Gaulle zu schreiben, bringen wir hier das Pariser Blitzlicht zur grellen Entzündung, womit ein weiteres Schreiben und Lesen bekanntlich unmöglich ist.

M. Carpentier

NÄCHSTER EINSENDESCHLUSS
23. JUNI 1958

Walhall der WEU

Michel, Marianne und ihre klein-europäische Verwandtschaft können ein freudiges Ereignis feiern! Nicht, daß die kleine Montani, der sanftmütige Eura-Tomas, der gemeine Marktward und die anderen Kleinen ein neues Brüderchen oder Schwesterchen bekommen hätten. Nein! Vielmehr ist es dem — dank zahlloser Festreden schon recht angekränkelten — (klein)-europäischen Bewußtsein (vertreten durch zwei Briten, zwei Franzosen, zwei Italiener, einen Holländer, einen Belgier, einen Luxemburger und zwei Deutsche — Gerstenmaier und Hallstein) endlich gelungen, unsere geistigen Großväter zu ermitteln.

Jetzt haben wir es schwarz auf weiß: der „größte Sohn der Stadt Frankfurt" ist (wer hätte das gedacht!) einer der sieben größten Geister Europas. — Pardon, es muß heißen: der Westeuropäischen Union; denn auf den „Stimmzetteln", die der Pariser FIGARO jener elfköpfigen Jury vorlegte, standen nur die Namen großer Belgier, Briten, Deutscher, Franzosen, Italiener, Luxemburger und Niederländer. — Lebende, Politiker und Feldherren, waren ausgenommen. Dennoch: ein Stammbaum (auf das Wort „Ahnennachweis" wollen wir lieber verzichten) kam zustande — wenn auch kein ganz lückenloser.

Herr Hallstein (auch Frankfurter! — wie Goethe) und jeder seiner zehn anglo-karolingischen Kollegen durfte dreißig der insgesamt hundert Namen ankreuzen. Die dreißig erfolgreichsten „Kandidaten" wollte der FIGARO in sein „Panthéon de l'Europe" aufnehmen. Da dem abendländischen Elferrat kein vetofreudiger Ostpolitiker angehörte, wurden immerhin sieben Bewerber mit der höchstmöglichen Stimmenzahl (11) gewählt: Beethoven, Dante, Descartes, Goethe, Newton, Pascal und Shakespeare. — Leonardo, Michelangelo, Rembrandt und Spinoza brachten es auf zehn Stimmen. Mit geringerer, aber immer noch ausreichender Stimmenzahl, eroberten sich — neben Beethoven und Goethe — noch vier weitere Deutsche einen „Platz an der Sonne", nämlich: Kant (8 Stimmen), Bach (7), Luther (7) und Wagner (5). (Wird mit ihm die Götterdämmerung im Panthéon heranbrechen?)

Wer wird behaupten wollen, daß die vier Stimmen, die auf Karl Marx entfielen, von Rückversicherern abgegeben wurden? Sie reichten allerdings nicht zum Einzug in das Panthéon.

Je niedriger die Stimmzahl eines Kandidaten, um so größer der Verdacht, daß der eine oder andere „Wähler" partout einen Landsmann ins Panthéon schleusen wollte. Immerhin: 27 Bewerber fielen durch, während 19 weitere nur je eine Stimme erhielten; d[illegible]ter, an vorletzter (72.) Stelle, der Italiener Vico (diesmal nicht Torriani!)

Ja! Nun haben wir unser Panthéon. Alles in allem ein recht interessantes, zumindest amüsantes Experiment. Bleibt nur zu hoffen, daß die durch die knappe Abstimmungsniederlage von Karl Marx (4 Stimmen) enttäuschten Marxisten dieses Experiment nicht als den Versuch deuten, die militärisch-wirtschaftliche „Basis" Kleineuropas geistig zu „überbauen".

Davy Crockett

Zorn am Fließband

Die Osborne, Braine, Amis, literarisches Tribunal in England, unter deren Guillotine Bürger Haare lassen (freilich den Kopf behalten), sind mittlerweile als Kategorie etabliert, auf die der Zeigestock der Kritik wohlgefällig deutet. Dem Agressiven ihres Oeuvres verdanken sie den Namen: zornige junge Männer. Sie haben kaum Respekt vorm Tabu und was als solches sich die Gesellschaft herrichtet; aber man hat ihnen schon das Kostüm des Narren umgehängt, unter dem ihre Rempeleien belächelt und verziehen werden können.

Ob ein Kunstgriff erforderlich war, um hierzulande über Ähnliche verfügen zu können, muß bezweifelt werden, jedenfalls aber scheinen sie in unserer Mitte sich endlich gemausert zu haben. Jemand nahm an: die haben wir noch nicht. Er stellte den Behälter auf, wo hinein er schüttete: junge Männer, schon zornig, wenn zu Hause sie den Manschettenknopf nicht auffinden können, etwa — oder wie sonst? Denn: „zornige junge männer diskutieren um bert brecht", unter — versteht sich — Anwesenheit der Öffentlichkeit. So plakatiert der Verein für Volksbildung einen Abend für Choleriker, dem die miese Laune zum Agens werden soll. Wir alle sind zornig, und dieser Zorn (sorgfältig konserviert) ist mitzubringen. Für Freude und Frohsinn ist nämlich in der Regel genug getan, wo denn bleibt die Schattenseite? Das Leben — da weiß man bescheid — ist doch nicht einfach Fröhlichkeit. —

Zornige junge Männer diskutieren um Bert Brecht. Gewiß, Brecht war zornig, das ist richtig berechnet. Aber ihn mit „Zorn" diskutieren? ein mit Vorsatz zornig geführtes Literaturgespräch? worauf, bitte, will das hinaus? doch nicht etwa auf ein Ergebnis? Ein Zorn, der sich nicht am Gegenstand selber entzündet, sondern von draußen herangetragen wird, ist im Treibhaus der Begriffe gezogen. Das wäre die Eitelkeit bloßen Räsonierens; die Geste überrennt den Inhalt schließlich und offeriert ein fades Debakel zum Schluß, um dessentwillen keine Diskussion geführt zu werden brauchte, denn das kannten wir schon.

Was übrigens sagte Osborne zum Etikett, das man seiner Spezies aufgeklebt hat? „Die Zeitungen haben es erfunden, um den Leuten das Denken zu ersparen."

Richard Wolf

Kopf in den Sand

Auf der Siebenten Mannheimer Kultur- und Dokumentarfilmwoche setzten Filmjournalisten Franz-Josef Strauß' Werbekompanie arg zu. Das Ministerium hatte kürzlich fünf Werbefilme entsandt. Vom Programmkomitee abgelehnt, gelangten sie dennoch im internen Kreis zur Vorführung, was nicht vor dem Verriß schützte. Die Journalisten meinten, die Filme seien technisch schlecht gemacht, primitiv, oberflächlich und rattenfängerisch. Die Probleme würden verniedlicht. Ein Sprecher des Ministeriums antwortete darauf, die Bundeswehr könne ebensowenig wie eine Privatfirma nur die Schattenseiten in Werbefilmen herausstellen — und wolle es auch nicht. Zudem seien die Filme für ein ganz bestimmtes Publikum gemacht, vor allem für den vorparlamentarischen Raum, für Verbände, Gewerkschaften, Parteien und Jugendorganisationen.

Nun gewinnt also auch die Regierung dem vorparlamentarischen Raum Geschmack ab und macht selber, was sie an anderen kritisiert? Hier scheint erlaubt, was im parlamentarischen Bezirk selber unter Strafe oder dem Vorwurf des Unehrenhaften steht. Aber außerhalb braucht man es nicht so genau mit der Wahrheit zu nehmen: fünf läßt man gerade sein und schwätzt den Tod fürs Vaterland, den man freilich zu verhindern bemüht ist, als etwas auf, was dem Kämpfer mindestens einen Platz im Ehrenfriedhof verschafft. In jenem sagenhaften Niemandsland außerhalb des Parlaments sollen Dumme oder für dumm Angesehene — als da sind: Verbände, Gewerkschaften, Parteien, Jugendorganisationen — von sich dumm Stellenden eingefangen werden. Auch in dem Blatt, in dem der Leser soeben liest, ist die genannte Firma schon auf Kundenjagd gegangen.

Der Sprecher, der seines Ministers Werke verteidigen wollte, verfiel auf die rettende Idee, einen Vergleich mit der Privatindustrie zu ziehen. Gibt es etwa einen Waschmittelproduzenten, der den Käufern das gefährliche Rezept verfahren auch die Reklamefachmänner des Ministeriums Strauß. Martialisch dreinschauende Offiziere bauen entweder Brücken oder winken aus einem Kübelwagen. Schlimmstenfalls machen sie sich an einem Panzermotor zu schaffen — aber schließen? Niemals! Eine derartige Beschäftigung ist im vorparlamentarischen Raum nicht üblich; es steht zu viel auf dem Spiel!

Erich Faßbender

Eine Frage?

Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.

DB
DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Die Rolle der Studenten

Die Sorbonne ein Zentrum des Widerstands gegen Rassendiskriminierung

Die Ereignisse, die Frankreich seit dem 13. Mai aufgewühlt haben, kamen nicht aus heiterem Himmel. Ihre Vorgeschichte im engeren Sinn umfaßt mehr als ein Jahrzehnt. Wer etwa im Quartier Latin lebte, konnte stets genau den Druck der politischen Atmosphäre registrieren. Es gibt dort Menschen, die sich mit dem status quo nicht abfinden, Professoren, die politische Zeitungsartikel schreiben, Professoren, die notfalls mit „auf die Straße gehen", Studenten, die den Mut haben, unbequem zu sein. An der Sorbonne wurde im Dezember 1957 ein junger Dozent der Universität Algier, Maurice Audin, in absentia zum Doktor der Naturwissenschaften promoviert. Audin war im Juni von den Fallschirmjägern verhaftet worden und soll, nach dem Bericht des Generals Massu, bei einer Fahrt im Jeep entsprungen sein. Aller Wahrscheinlichkeit ist er jedoch ermordet worden. Die Ehrung durch die Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Paris wurde als Demonstration gegen das offizielle Schweigen über das Verschwinden des Kollegen verstanden. Professoren gründeten außerdem ein Comité Audin, das sich die Aufklärung dieses Falles zum Ziel setzte, und zwar, wie der angesehene Mathematiker Laurent Schwartz unter der Überschrift „Der Aufstand der Universität" in einer Wochenzeitung schrieb, als Symbol für die „Hunderte, die Tausende von Opfern, von Männern und Frauen, die gefoltert wurden, die verschwunden sind, die ohne Grund in Konzentrationslagern interniert, die nach einer Scheinjustiz zum Tode verurteilt worden sind". (Gerade ist als Ergebnis dieser Nachforschungen bei Editions de Minuit die Schrift von Pierre Vidal-Naquet: „L'Affaire Audin" erschienen.)

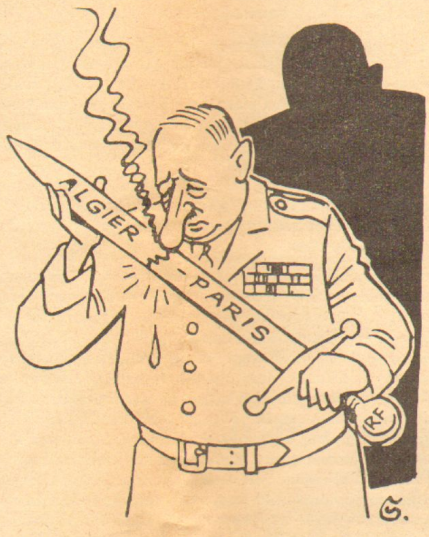
Man wurde nicht müde, vor den Gefahren der offiziellen Politik zu warnen. Im Januar kamen im Quartier Latin über 50 Lehrer der Höheren Schulen und Wissenschaftler von der Universität zusammen und forderten in einer Resolution die Anerkennung einer algerischen Nation und ihres Rechts auf Unabhängigkeit. Der Kongreß des Nationalverbandes der französischen Studenten (UNEF) verlangte zu Ostern „die Wiederherstellung der Rechtmäßigkeit und der Freiheit, ohne die es kein staatliches Leben mehr gibt", und erinnerte daran, „daß die Gesamtheit der geistigen und moralischen Kräfte des Landes eine Algerien-Politik, die auf der Gewalt begründet ist, verurteilt hat".

Die Alarmzeichen überstürzten sich, die Reaktionen von Studenten und Professoren wurden darum nicht schwächer. Bald wurde der Generalsekretär des Verbandes der algerischen mohammedanischen Studenten (UGEMA) verhaftet, bald dieser Verband selbst verboten. UNEF übernahm die Vertretung seiner Interessen; am Boulevard Saint-Michel demonstrierte man. — Einige rechtsradikale Grüppchen, denen man mit Recht niemals Beachtung geschenkt hatte, waren hauptsächlich durch kräftigen Verschleiß von Kreide an Häuserwänden hervorgetreten. Sie gingen nun dazu über, Andersdenkende zu überfallen. Es zeigte sich, daß die Polizei sie dabei gelegentlich protegierte. Es zeigte sich, daß die Polizei, die eines schönen Tages mit etwa 2000 Mann — außerhalb des Dienstes — zur Bekräftigung finanzieller Forderungen die Nationalversammlung belagerte, dabei auch auf Losungen verfiel wie: „Juden raus!" und „Die Deputierten in die Seine!" — Ziele, die bis dahin nur von jenen Kreidekonsumenten in solcher Deutlichkeit kundgetan worden waren.

Die Wochenzeitung „France Observateur" veröffentlichte in ihrer Nummer vom 6. März 1958 einen Kommentar unter dem Titel „De Gaulle und die Iden des März", worin sie die baldige Rückkehr des Generals in die Politik voraussagte. In einem anderen Artikel stellte sie die Frage: „Ist ein Militärputsch möglich?" André Philip schließlich erläuterte in dem Aufsatz „Der Selbstmord Frankreichs", warum ein Sieg in Algerien nicht möglich sei. Sein Beitrag mußte als Grund für die Beschlagnahme der Zeitung herhalten. Bereits die vorausgegangene Nummer, in der Auszüge aus dem Bericht des von den Fallschirmjägern gefolterten Redakteurs von „Alger Républicain", Henri Alleg, abgedruckt waren, war verboten worden. Im „Expreß" erschien über den Fall Alleg ein Aufsatz von der überlegenen Hand Sartres. Man versäumte nicht, auch ihn zu verbieten.

Die Studenten gingen daraufhin auf die Straße. Ohne Klamauk, wie sich versteht. Aber an der Stelle, an der sie schweigend demonstrieren wollten, am Boulevard Saint-Germain, sah man an jenem Abend Dutzende von Einsatzwagen der Polizei. Und am Boulevard Saint-Michel stürmten Polizeikordons mit Stahlhelmen die Trottoirs entlang, sobald irgendwo der Ruf wieder aufgenommen wurde „Le fascisme ne passera pas". Einige der Ordnungshüter begnügten sich nicht mit ihren üblichen Schlagstöcken; ich sah in ihren Händen einen Hackenstiel mit vierkantigem Ende und einen Besenstiel, der so abgebrochen war, daß er eine dolchartige, splitternde Spitze hatte.

Ein Zeichen für die Zunahme der politischen Spannung war auch die Entfremdung zwischen den politischen Parteien und



ihren Studenten. Die radikalsozialistische Führung rügte die — überwiegende Mendès-treue — radikalsozialistische Studentenschaft, nachdem diese ein Manifest gegen das Bombardement von Sakiet unterzeichnet hatte, das auch die Signatur der kommunistischen Studenten trug. Die MRP-Studenten in Paris mußten sich öffentlich zurechtweisen lassen, weil sie sich an einer Protesterklärung gegen das Verbot des algerischen Studentenverbandes UGEMA beteiligt hatten.

Am 13. Mai waren die Früchte reif. Während die demonstrierende Menge auf dem Forum von Algier noch unschlüssig war, kletterte ein 29jähriger Mann in der Uniform eines Fallschirmjäger-Leutnants auf das Ehrenmal für die Toten und rief sie auf, das Ministerium zu stürmen. Der junge Mann, Rechtsanwalt und seit vergangenem November Vorsitzender der Studentenschaft der Universität Algier, der schon früher nicht mit seiner Auffassung zurückgehalten hatte, Frankreich müsse durch eine Diktatur gerettet werden, war einer jener Anführer, die sich zum sogenannten Wohlfahrtsausschuß vereinigten.

Im Mutterland blieben den militanten Nationalisten und Autoritären solche Erfolge verwehrt, auch in der Studentenschaft. Einige Schläger, die ihre Stunde gekommen glaubten, drangen am 14. Mai in Paris in die Büros von UNEF ein, wo sie den Generalsekretär der Studentenschaft verletzten und sich kurz am Inventar austobten; ein ähnlicher Zwischenfall geschah in Marseille. Es bedurfte ihrer nicht, um Studenten und Professoren und ihre Organisationen in den gleichen Alarmzustand zu versetzen wie alle Republikaner. Ausnahmezustand und gewaltige Polizeiaufgebote verhinderten die zweimal angesetzte Manifestation in der Sorbonne, deren Hof ständig von Handzetteln übersät war. Die Ereignisse überstürzten sich. Aber „Vive la République!" war schließlich der große Ruf, der am 28. Mai die Massen sammelte. Dreitausend Studenten stießen, vereint mit ihren Professoren — unter ihnen Marcel Prenant, ehemaliger Widerstandskämpfer und Deportierter, neben vielen anderen — zu dem großen Zug, der sich von der Place de la Nation zur Place de la République bewegte. 250 000 Menschen, von den politischen Führern der Linken bis zu Arbeitern, Hausfrauen und Kriegsinvaliden bekundeten ihre Treue zur Republik. — Aber während das Ende des Zuges auf dem 2,8 Kilometer langen Boulevard Voltaire noch lange nicht abzusehen war, konnte man bereits in den Abendzeitungen lesen, daß der Staatspräsident den General de Gaulle faktisch schon an die Regierung berufen hatte. Während sich eine Viertelmillion Menschen noch zur Verteidigung der Republik bereithielt, war diese Verteidigung bereits gegenstandslos geworden.

Wer am nächsten Tag wie gewöhnlich die Studentenrestaurants aufsuchte, um für 85 francs sein subventioniertes Menu zu sich zu nehmen, wurde aufgefordert, eine Petition zu unterzeichnen, die den Staatspräsidenten und die Fraktionsführer der Linken beschwor, eine Entscheidung zu verhindern, die weder zum Heile des Staates noch auch nur zum Nutzen des Generals de Gaulle sein könnte. Die Lehrer streikten, und 10 000 Lehrer und Studenten versammelten sich bei der Bourse du Travail, wo der Präsident des Nationalverbandes der Studentenschaft, Danton, erklärte: „Wir haben begriffen, daß wir uns Seite an Seite mit den Gewerkschaften stellen müssen, um die Freiheiten zu verteidigen."

Noch am Sonntag, dem 1. Juni, erging ein Aufruf des Nationalen Widerstandskomitees gegen den Faschismus zu Massenversammlungen „am Tag und zur Stunde, da sich die Nationalversammlung für die Investitur des Generals de Gaulle ausspricht". Für die Studenten hatten die Radikalen Studenten, die Kommunistischen, die Jüdischen Studenten, die MRP-Studenten von Paris, die Studenten der Sozialistischen Linken, eine Gruppe von Sozialistischen (SFIO-)Studenten und zwei fachliche Studentengruppen unterzeichnet. Während Gendarmen und Mobilgarden bald hier, bald dort einen Trottoir „säuberten" und einem Ruf aus der Menge nachstürzten, häuften sich am Fuß der Statue der Republik unzählige Blumensträuße an.

Hanns Eckart

Wir vermitteln

unverbindlich, individuell und kostenfrei
Stellen für

Ärzte und Zahnärzte
Apotheker
Diplom-Chemiker
Diplom-Mathematiker
Diplom-Physiker
Diplom-Kaufleute
Diplom-Volkswirte
Juristen

Interessenten werden gebeten, sich mit der

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung
Frankfurt am Main
Eschersheimer Landstraße 1-7

in Verbindung zu setzen.

Im Schatten der Militärs

Revue der Krise der Republik

Der Weg der IV. Republik an den Rand des Abgrunds war durch die Verfassungsparagraphen über Vertrauensfrage und Mißtrauensvotum zwar vorgezeichnet, aber doch erst durch das ewige Parteiengezänk und durch die schier unlösbaren politischen und wirtschaftlichen Aufgaben, vor die sich Frankreich seit 1945 in Afrika gestellt sah, möglich geworden.

Daß gerade von Algerien her der Anschlag auf die republikanischen Freiheiten und auf die in der Verfassung von 1946 festgelegte staatliche Ordnung erfolgte, ist kein Zufall; denn Frankreichs Kampf um die nordafrikanischen Departements gilt immer noch als Kampf auf Leben und Tod der Nation, die sich weigert, in der Hierarchie der Weltmächte die ihr gebührende Stellung einzunehmen. Mit einem ungeheuren Aufwand an Menschen und Material, mit einer fast verantwortungslosen Inkaufnahme von tristen Bilanzen sowohl auf wirtschaftlichem Gebiet als auch auf dem Felde der Ehre, und von einem nur ihm selbst verständlichen Mythus besessen, hat Frankreich unentwegt an der Formel „Algérie française" festgehalten. Eine Kontinuität in der Entschlossenheit zu politisch faßbarem Handeln war indessen wegen der immer wieder ausbrechenden Regierungskrisen, die nicht nur die französischen Siedler in Algerien auf die Folter spannten, nicht zu erreichen. Und so mußte die Initiative zur Lösung des Algerien-Problems zwangsläufig aus dem legalen Rahmen heraustreten und in die Hände mehr oder weniger kontrollierbarer Persönlichkeiten und sogar Abenteurer aus dem rechtsextremistischen Lager übergeben.

Was sich hier an Intrigen, Geheimbesprechungen, verdächtigen Kompromissen und an übersteigerter Propaganda abgespielt hat, ist allerbeste Untergrundarbeit gewesen, die für immer ein trübes Kapitel der Geschichte der französischen Demokratie bleiben wird. Wir können hier nur festhalten, daß unter der geistigen Leitung des Professors für Aztekenkultur und Sozialrepublikaners Jacques Soustelle der Aufstand der Generale in Algier seit 1956 systematisch vorbereitet worden ist. Als Instrument zur Radikalisierung der Geister diente ihm die „Vereinigung für das Wohl und für die Erneuerung Französisch-Algeriens" (U.S.R.A.F.), die den französischen Staat nur noch als ein Gebilde betrachtete, das zu ignorieren man als echter „Patriot" geradezu verpflichtet sei. Als Voraussetzung für eine Rebellion gegen Paris mußten die oberen Militärs für diese Idee gewonnen werden, was der U.S.R.A.F. oder anders ausgedrückt den Drahtziehern von Paris und den französischen Siedlern denn auch wegen der unglücklichen Rolle der Soldaten in Algerien in erstaunlich kurzer Zeit gelungen ist.

Als die Lösung der Staatskrise, die mit dem Sturz Gaillards begonnen hatte, sich mit der Investitur des Volksrepublikaners Pflimlin nicht verwirklichen ließ, scheute man nicht davor zurück, die Verschwörungsmaschinerie in Gang zu setzen und die Putschistenregierung in Algier in Form eines später auf ganz Algerien ausgedehnten Wohlfahrtsausschusses auszurufen. Der Entschlossenheit Pflimlins diesen Angriff auf die Legalität zu parieren und die IV. Republik vor den Usurpatoren zu retten, setzten General Salan und der Fallschirmjägergeneral Massu den Fanatismus der Parachutistes entgegen, die nur dem glorienumwobenen „Libérateur" des gedemütigten Frankreich die zivile und militärische Gewalt zurückgeben wollten.

Hier liegt ein entscheidender Grund für die Verwirrung der Begriffe und für den Rücktritt der Regierung Pflimlin, der dem rechtsextremistischen Druck und der stupiden Arroganz der Elite-Truppe aus Algerien weichen mußte, von der J.-J. Servan-Schreiber sagte, sie verkörpere all das, was wir zurückweisen müßten, sie sei die gedemütigte Wächterin einer kolonialen Ordnung und stünde — ob sie wolle oder nicht — im Solde der Ungerechtigkeit, der Willkür, der Rassenideen und der Tortur.

Nur durch Kompromisse, die der Demokratie schwersten Schaden zugefügt haben, hat Paris den Bürgerkrieg vermeiden können. Jedenfalls ergab sich dies als bestürzendes Fazit aus den vielen Besprechungen, die zwischen Parteiführern und de Gaulle und dem Präsidenten der Republik geführt worden sind. Die Fallschirmjäger, die sich als seltsame Engel des Wohlfahrtsausschusses der Insel Korsika bemächtigt hatten und auch vor einer Landung in Paris nicht zurückgeschreckt wären, haben von den republikanischen Parteien den Verzicht auf deren politische Eigenständigkeit und Glaubwürdigkeit erreicht und somit eine Lage geschaffen, die neue Abenteuer enttäuschter Heißsporne in Algerien keineswegs ausschließt.

Der neue Ministerpräsident heißt Charles de Gaulle. Er ist durch manche Karikatur in- und ausländischer Blätter gegangen, noch ehe er sich als neuer Coriolan der Nationalversammlung stellte, die ihn mit einer Mehrheit von knapp 100 Stimmen bestätigt hat. Man sollte sich über das legale Mäntelchen dieser Investitur nicht hinwegtäuschen lassen. Der Karikaturist des „Expreß", Effel, hat den wahren Sachverhalt dargestellt, indem er de Gaulle auf den als Pferd angedeuteten Triumph-Bogen setzte, von dem aus ein dickes Tau zu Dressurmeister Soustelle, in Fallschirmjägeruniform und mit Peitsche, führt. Damit sind die Spannungen angedeutet, die sich eines Tages aus den Meinungsverschiedenheiten zwischen den Rechtsextremisten und ihrem Paradepferd ergeben werden.

In der Investiturdebatte hat Mendès-France auf den verhüllten coup d'Etat hingewiesen und Front gemacht gegen die Erpressung der Parteien durch die Drohung mit Bürgerkrieg, der de Gaulle einzig und allein seine Berufung durch Coty und seine Bestätigung im Palais-Bourbon verdankt. Das Peinliche der Situation liegt darin, daß der jetzige Ministerpräsident zwar den legalen Weg zur Macht beschritten hat, um die Republikaner zu beruhigen, durch seine Äußerungen nach dem Putsch von Algier aber doch die rebellischen Generale und Zivilisten ermuntert und ihren Hochverrat Dienst am Vaterland genannt hat. Das war eine erneute Bestätigung dafür, daß er kein Freund der Republik und auch kein Anhänger des parlamentarischen Regimes ist. Er will, nicht „beschmutzt vom Parteiengezänk", dem Lande der willkommene Retter sein und Frankreich wieder in die vorderste Reihe der Großmächte spielen. Dies bedeutet den Versuch einer Konsolidierung des afrikanischen Reiches unter der Trikolore um jeden Preis.

Emil Senn

Neues VDS-Programm

Bei einem Empfang anläßlich der Amtsübergabe des Vorstandes des Verbandes Deutscher Studentenschaften in Bonn gab der neue Vorsitzende, Klaus Meschkat, einen Überblick des in Aussicht genommenen VDS-Programms.

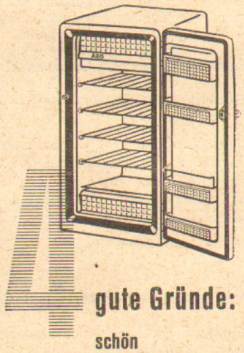
Meschkat bezeichnete als Hauptanliegen der Verbandsarbeit die weiteren Bemühungen um die Reform der deutschen Hochschule. Es sei nötig, daß die Studentenschaft als treibender Faktor, besonders auf dem Gebiet der Hochschulreform, auftrete. Dazu seien enge Kontakte mit den für das Bildungswesen verantwortlichen Institutionen und Verbänden notwendig, denn nur durch eine enge Zusammenarbeit mit allen zuständigen Gremien könne eine Hochschule geschaffen werden, die den Bedürfnissen unserer Gesellschaft entspreche. Der VDS sei sich aber darüber im klaren, daß alle Bemühungen um eine Strukturänderung der Hochschule letzthin sinnlos seien, solange einfache, materielle Voraussetzungen fehlen. Eine Diskussion über die neue Hochschule bleibe abstrakt, solange ihre Ausstattung ungenügend ist, Dozenten- und Assistentenstellen fehlen und Neubauten erst den Bedarf von gestern deckten.

Meschkat wandte sich entschieden gegen die Maßnahmen des Haushaltsausschusses des Bundestages, welcher den notwendigen Mehrbetrag, der allein die Fortsetzung des Honnefer Modells in bisherigem Umfange ermöglicht, nicht eingesetzt hat. Es wäre verhängnisvoll, wenn die ungenügende Bereitstellung von Mitteln in diesem Haushaltsjahr dazu führen würde, daß der Charakter des Honnefer Modells als Breitenförderung verfälscht würde. Der VDS stehe in diesem Jahr vor der Aufgabe, die volle Verwirklichung des Honnefer Modells durchzusetzen. Auch auf dem Gebiet einer bundeseinheitlichen, studentischen Krankenversicherung, des Aufbaus von Wohnheimen und der Verbesserung der Mensen seien konkrete Schritte vorgesehen.

Die Mitgliederversammlung in Freudenstadt im vorigen Monat hat endgültig das Startsignal für den Ausbau der Beziehungen des VDS mit den Studentenschaften der Ost-Block-Länder gegeben. Meschkat teilte mit, daß man darunter nicht nur einen Austausch von Delegationen verstehe, sondern auch einen langfristigen Stipendiatenaustausch.

Offizielle Beziehungen zu den FDJ-Hochschulvertretungen hält Meschkat im Moment kaum für möglich, da die Reisebeschränkungen für Studenten und die jüngste Entwicklung an den Hochschulen in Mitteldeutschland zu einer Verhärtung der Lage geführt haben. Die gesamtdeutsche Politik des VDS werde sich so zunächst auf eine theoretische Auseinandersetzung mit den Zuständen in der DDR und der dortigen Staatsideologie beschränken. Um diese Aufgabe zu erfüllen, will der Verband in Berlin ein eigenes Haus einrichten, das die Teilnehmer an gesamtdeutschen Tagungen, Kursen über dialektischen Materialismus und anderen Veranstaltungen, aufnehmen kann.

Abschließend gab Meschkat eine vage Andeutung davon, was er sich unter der politischen Aufgabe des VDS vorstellt: „Der Verband Deutscher Studentenschaften sollte sich nicht damit zufriedengeben, eine bloße Interessenvertretung der deutschen Studentenschaft zu sein. Die Studentenschaft hat als Teil des öffentlichen Lebens auch eine politische Aufgabe und der VDS muß daher bestrebt sein, die demokratische Willensbildung in der Studentenschaft zu fördern. Es ist nicht die Aufgabe des VDS, durch eine Unzahl von Beschlüssen und Resolutionen eine solche Willensbildung vorwegzunehmen. Er sollte aber dankbar sein, wenn in der Studentenschaft eine rege Diskussion über die Lebensfragen unseres Volkes in Gang kommt. Es wäre unnatürlich, wenn die entscheidende Frage der Atomrüstung der Bundeswehr in der Studentenschaft keinerlei Echo fände. Soweit sie die gesamtdeutsche Politik des Verbandes berührt, ist er sogar verpflichtet, sich mit dieser Frage auseinanderzusetzen." ms.



gute Gründe:

schön
sparsam
leise
unverwüstlich

4 gute Gründe, die es Ihnen leicht machen, sich für einen AEG-Kühlschrank zu entscheiden.

Unter den sechs Größen, die zur Wahl stehen, finden Sie den für Ihren Haushalt richtigen Typ.

5 Jahre Garantie auf die Kühlmaschine.

Fragen Sie Ihren Fachhändler.

7269

AEG
KÜHLSCHRÄNKE

Nachrichten

Ostkontakte

Westdeutsche Stipendiaten in die Sowjetunion?

Eine offizielle Delegation des Verbandes Deutscher Studentenschaften unter Führung des stellvertretenden Vorsitzenden Lenhard Holschuh reiste am 20. Mai zu einem längeren Besuch in die Sowjetunion ab. Die Delegation wird über die Aufnahme offizieller Kontakte mit dem Studentenrat beim Zentralkomitee sowjetischer Jugendverbände verhandeln. Verhandlungen über den Austausch von langfristigen Stipendien sind vorgesehen.

Mit dieser Reise folgt der Vorstand des Verbandes Deutscher Studentenschaften dem Auftrag seiner 10. ordentlichen Mitgliederversammlung, Maßnahmen zu ergreifen, die für die Aufnahme und den Ausbau von Beziehungen mit den Studentenschaften der Sowjetunion dienlich erscheinen. Darunter sind vorgesehen:

Austausch von Delegationen, Veranstaltung zweiseitiger Seminare auf fachlicher Basis, gegenseitige Einladung von Kontaktstipendiaten, gegenseitige Einladung von Beobachtern zu entscheidenden Veranstaltungen der Organisationen, Veranstaltung von gegenseitigen Studienreisen, die Organisation von gemeinsamen Ferien- und Arbeitslagern.

(VDS-Information/DISKUS)

Kontakte zu polnischen Studenten ausweiten

Der Verband Deutscher Studentenschaften wird sich für die Bereitstellung von Stipendien in größerem Umfange zum Studium der polnischen Studenten in der Bundesrepublik einsetzen und die dazu notwendigen Schritte auf studentischem Gebiet mit dem Vorgehen der akademischen Behörden, der Kultusministerien und der Bundesregierung koordinieren.

Um eine weitere Intensivierung zu den polnischen Studentenschaften zu bewirken, ist geplant, eine größere VDS-Delegation an verschiedene Hochschulen in Polen zu entsenden. Die Möglichkeiten zur Durchführung eines UNESCO-Seminars für Studenten beider Länder sollen geprüft und die Planung von fachlichen Seminaren gefördert werden. Auch Seminare über von beiden Seiten noch zu vereinbarende Themen werden angestrebt.

(VDS-Information/DISKUS)

Deutschland. Alle sich bietenden Möglichkeiten zur Aufnahme von Kontakten mit osteuropäischen Studenten wahrzunehmen, beschloß die diesjährige Delegiertenversammlung des Liberalen Studentenbundes Deutschlands (LSD), die vom 21. bis 24. April in Berlin stattfand. Auch zu den nächsten „Weltfestspielen der Jugend und Studenten" will der LDS Beobachter entsenden. Gleichzeitig forderte der LSD die einzelnen liberalen Hochschulgruppen auf, die Bestrebungen des Verbandes Deutscher Studentenschaften auf vermehrte Ostkontakte zu unterstützen.

(LSD-Pressedienst/DISKUS)

Studenten-Demonstrationen in aller Welt

Berlin. Zwei Studenten der Schiffbautechnischen Fakultät der Rostocker Universität wurden jetzt vom Bezirksgericht Rostock zu insgesamt fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Sie sollen ihre Kommilitonen mit Erfolg zu Demonstrationen gegen die Entlassung ihres Dekans und zum Boykott von Vorlesungen aufgefordert haben.

Der Dekan war mit der Begründung, er sei unfähig, Studenten im sozialistischen Sinne zu erziehen, aus dem Amt entfernt worden. Daraufhin war es zu studentischen Protesten gekommen, in deren Verlauf der sowjetzonale Staatssicherheitsdienst mehrere Verhaftungen vornahm. Die jetzt verurteilten beiden Studenten wurden als „Rädelsführer" der Demonstrationen bezeichnet.

(Die Welt/DISKUS)

USA. Gegen Rassendiskriminierung bei der Unterbringung der Studenten wendet sich eine vom Studentenrat der Universität Chicago veranstaltete Unterschriftensammlung. Die an den Rektor gerichtete Petition lautet: „Wir, die unterzeichneten Studenten der Universität von Chicago, ersuchen darum, daß eine Wohnungskartei aufgestellt wird, in der nur Unterkünfte registriert werden, die allen Studenten ohne Rücksicht auf Rasse, Glauben oder Farbe zur Verfügung stehen. Darüber hinaus fordern wir, daß alle offiziellen Wohnungsverzeichnisse abgeschafft werden, die diskriminierende Klauseln enthalten." 19 Studentenorganisationen haben diese Resolution befürwortet.

(Chicago Maroon/DISKUS)

Israel. Die volle offizielle Anerkennung der an der Universität von Tel Aviv in Israel abgelegten Examen und größere finanzielle Unterstützung wurde am 16. März auf einer Massenversammlung der Studentenvereinigung der Universität gefordert. Der Sekretär der Studentenvereinigung wies darauf hin, daß die Universität Tel Aviv mit ihren 1500 Studenten nur 140 000 isr. Pfund Unterstützung erhält gegenüber der Hebräischen Universität, die für ihre 3600 Studenten 6 Millionen isr. Pfund bekommt. Ferner forderte er, daß auch Vertreter der Universität Tel Aviv in den geplanten Regierungsausschuß für Hochschulerziehung aufgenommen werden. (Jerusalem Post/DISKUS)

Chile. Eine Protestdemonstration gegen den kubanischen Diktator Batista veranstaltete die Studentenvereinigung FECH Anfang April in Santiago. Die anschließende Versammlung wurde von der Polizei aufgelöst. Dabei wurden zwei Studentenführer verhaftet, die an der Organisation des Marsches mitgewirkt hatten. (Studentenspiegel/DISKUS)

Stud.-Aktionsausschuß gegen Atomtod

Weitere Schritte geplant

In Frankfurt trafen sich die Vertreter der inzwischen an achtzehn Universitäten gebildeten studentischen Aktionsausschüsse gegen Atomtod, um über weitere Schritte zu bereiten. Es wurde beschlossen, in einer gemeinsamen Erklärung an die gesamte westdeutsche Studentenschaft und die Professoren zu appellieren und einen studentischen Kongreß gegen die Atomaufrüstung einzuberufen.

In ständigen Flugblattaktionen sollen die von den Befürwortern der atomaren Aufrüstung vorgetragenen Argumente angegriffen und widerlegt werden. In gleicher Form werden die Studenten auf den Widerspruch hinweisen, der nach ihrer Meinung zwischen verschiedenen Artikeln des Grundgesetzes, insbesondere Artikel 25 (Völkerrecht geht vor Bundesrecht), und der atomaren Aufrüstung in der Bundesrepublik besteht. Darüber hinaus sollen die örtlichen Bundestagsabgeordneten der CDU aufgefordert werden, in öffentlichen Diskussionen ihre Befürwortung der atomaren Aufrüstung zu begründen. In gleicher Weise werden Vorlesungen geplant, die sachliche Informationen über die Gefahr der Atomrüstung vermitteln sollen.

Der Wunsch des Aktionsausschusses wird deutlich: ernsthafte, sachliche Diskussion. Eine Demonstration ist Willensäußerung. Für Studenten darf sie nicht genügen. Es sind Stimmen laut geworden, die eine andere Reihenfolge für richtiger gehalten hätten: erst Information und Auseinandersetzung, dann erst, als letzte Möglichkeit, eine Demonstration. Darüber läßt sich streiten. Doch wie immer man auch denken mag; erfreulich ist, daß nun den Studenten und der Öffentlichkeit Gelegenheit gegeben wird, nach Anhören beider Seiten und einer gründlichen Information zur eigenen Meinungsbildung zu kommen. Dies kann nur im Interesse aller liegen, denn Demokratie beweist sich nicht allein durch die freie Abgabe der Wahlstimme, sondern auch durch die vorangehende sachliche Meinungsbildung. ms

Stud. Atomdemonstrationen an anderen Universitäten

Berlin: Kundgebung als öffentliches Forum im Auditorium Maximum. Sprecher: Prof. Dr. Helmut Gollwitzer. Audimax mußte 20 Minuten vor Beginn der Kundgebung wegen Überfüllung geschlossen werden.

Bonn: Kundgebung. Sprecher: Paul Schallück (Schriftsteller), Herbert Mochalski (Studentenpfarrer, Darmstadt), Prof. Dr. Rudolf Jaeckel (Physikalisches Institut, Bonn), Prof. Dr. Rode (TH. Aachen).

Braunschweig: Protestmarsch von der TH mit anschließender Kundgebung. Sprecher: Seiler (TH), J. H. Wicke (Pastor, Braunschweig), Prof. Dr. Heckmann (Hannover).

Bremen: Solidaritätskundgebung und Protestmarsch.

Darmstadt: Flugblattaktion mit Solidaritätserklärung.

Göttingen: Demonstrationszug mit anschließender Kundgebung. Sprecher: Prof. Dr. Trillhaas, Dr. Carsten Colpe (Student).

Hamburg: Solidaritätsveranstaltung im Auditorium Maximum. Unterstützung durch verschiedene Professoren und den evangelischen Studentenpfarrer.

Heidelberg: Schweigemarsch vom Universitätsplatz mit anschließender Kundgebung. Sprecher: Kahlke (Student), Prof. Dr. med. Schaefer. Verbot der Polizei, die Hauptstraße zu benutzen, und Verbot von Lautsprechern durch den Rektor.

Köln: Flugblattaktion mit Solidaritätserklärung.

Karlsruhe: Kundgebung und Schweigemarsch durch die Stadt.

Marburg: Kundgebung in Verbindung mit einer Veranstaltung des örtlichen Ausschusses „Kampf dem Atomtod". Sprecher: Kreisvorsitzender VdK, Landesleiter Hessen ÖTV, Kirchenpräsident Niemöller, Vorsitzender Liberaler Studentenbund, Marburg.

München: Kundgebung auf dem Prof.-Huber-Platz mit anschließendem Schweigemarsch. Sprecher: Prof. Dr. Faessler, Erich Kästner, Prof. Dr. Graf Stauffenberg.

Münster: Kundgebung auf dem Hindenburgplatz mit anschließendem Schweigemarsch. Sprecher: Fr. Fr. Ziegler (Student), Prof. Dr. Paul Jacobs.

Tübingen: Kundgebung. Sprecher: Prof. Dr. G. Gollwitzer, Helmut Schmidt (MdB, SPD).

Studentriksdagen 1958

Ein Studentenkongreß, der vom Ministerpräsidenten im Beisein von Ministern, Abgeordneten, hohen Beamten des Staates und Vertretern einflußreicher Zeitungen eröffnet wird, und vor dem der Unterrichtsminister das Hauptreferat hält, setzt nicht nur den Gast aus Deutschland, der durch heimatliche Verhältnisse allerdings auch nicht verwöhnt ist, in staunende Bewunderung. Und so brauchten die 200 Delegierten der schwedischen Studentenschaft zu den „Studentriksdagen 1958" — vom 19. bis 23. Mai in Göteborg — über mangelnde Publicity auch nicht zu klagen, denn Presse, Rundfunk und Fernsehen haben ihr Publikum von der Eröffnung bis zum feierlichen und wahrhaft kulinarischen Abschiedsbankett der Stadt Göteborg an den Ereignissen teilnehmen lassen.

Einmal in fünf Jahren versammeln sich die gewählten Vertreter der schwedischen Studenten: Delegierte der Fakultäten und der AStA, um die Politik ihres Studentenverbandes kritisch zu diskutieren und in Beschlüssen für die kommenden fünf Jahre in den Grundlinien festzulegen. Die Beratungen konzentrieren sich auf drei Sachgebiete: Soziales, Ausbildungsprobleme und internationale Fragen. Die Probleme jedes Sachgebietes werden, nach einem einführenden Kurzreferat, zunächst in einer Kommission diskutiert. Hier werden auch die bereits von einem Expertenausschuß des Sachgebietes vorbereiteten Anträge eingebracht und Gegenanträge gestellt. Die Kommissionen, die für Spezialfragen zeitweilig in parallel beratende Untergruppen aufgegliedert sind, entscheiden, welche Anträge in den entscheidenden Plenarsitzungen als Mehrheitsanträge der Kommission vorgelegt werden sollen. Erst in der Plenarsitzung entscheiden die Delegierten endgültig über die Anträge.

Studentenkonferenzen ähneln sich — unabhängig von der jeweiligen Zusammensetzung und geographischen Lage — in charakteristischen Äußerlichkeiten. So blieben wir auch in Göteborg nicht verschont von Zeitnot, Nachtsitzungen und tristen Dauerrednern. Aber der Beobachter konnte, im Vergleich zu den gewohnten VDS-Veranstaltungen, bemerkenswerte Stilunterschiede registrieren: 1. wurde der Zeitplan der Konferenz, wenn auch unter Verzicht auf nächtlichen Schlaf, pünktlichst eingehalten; 2. zeigten sich weder konfessionelle noch betont politische Gruppierungen, und 3. ließ sich erstaunlicherweise auch ohne ätzende Polemik am Präsidium des Verbandes oder dem vermeintlich irrenden Mitmenschen diskutieren. Mangel an Temperament? Das nächtliche Tanzfest auf einer Insel vor Göteborg spricht dagegen!

Im Mittelpunkt der Beratungen stand in diesem Jahr die Ausarbeitung eines sozialen Förderungsprogramms für die schwedischen Studenten. Entgegen der allgemeinen Ansicht haben die Segnungen des Sozialstaates Schweden die Studentenschaft bisher wenig berührt. Zur Zeit bestreitet der mit einem nur schmalen väterlichen Wechsel bedachte Student die hohen Kosten des Studiums mit Ferienarbeit oder Darlehen. Diese Darlehen, mit denen sich bisher die private und staatliche Förderung weitgehend begnügte, werden einer Minderheit besonders begabter Studenten zinslos, den übrigen zu etwa 5% gewährt. Da die Gesamtsumme des Darlehens nach beendetem Studium häufig über 10 000 Kronen (= 8000 DM) beträgt, wird die Rückzahlungsverpflichtung drückend empfunden. Nach heftigen Diskussionen verabschiedete das Plenum einen Entwurf, der für den durchschnittlich geeigneten Studenten eine kombinierte Förderung durch Staatsstipendien, in der ersten Hälfte des Studiums und zinslose Darlehen für die verbleibende Studienzeit fordert. Ein Gegenvorschlag, die Förderung wie bisher durch Darlehen beizubehalten und dem erfolgreichen Student nach bestandenem Examen als Prämie einen Teil der Summe zu erlassen, wurde als unzumutbar verworfen. Es war aufschlußreich zu bemerken, daß die Delegierten keineswegs in einstimmigem Chor nach Staatsstipendien riefen, sondern sehr ernste und warnende Gegenstimmen laut wurden — vielleicht von denjenigen, die erfaßt haben, daß jeder soziale Fortschritt der Lohntüte des Steuerzahlers entspringt.

Die Diskussion über die internationale Politik war nicht sehr aufregend, da alle Delegierten die bisherige Politik ihres Verbandes innerhalb der International Student Conference billigten. Kontakte zur kommunistischen Studentenorganisation International Union of Students (IUS) sollen auch zukünftig nicht aufgenommen werden. Die bestehenden Verbindungen zu Studentenschaften osteuropäischer Länder — insbesondere zu Polen — werden fortgeführt. Der Präsident des Verbandes bestätigte mit Zustimmung des Plenums die Ablehnung offizieller Kontakte zur kommunistischen FDJ in Mitteldeutschland.

Mit einer Pressekonferenz endeten die „Studentriksdagen 1958" pünktlich um 18 Uhr am 23. Mai. Die Delegierten eilten in die Hotels, um sich für das Festbankett zu rüsten. Beschlüsse von weitreichender Bedeutung waren gefaßt worden und sollen nun fünf Jahre die Politik der schwedischen Studentenschaft bestimmen. Fünf Jahre sind aber nicht nur in der Studentenpolitik eine lange Zeit, in der sich viele Voraussetzungen ändern und unvorhergesehene Situationen ergeben können. Kann ein „Fünf-Jahres-Programm" trotz der allgemeinen Formulierungen eine aktive Politik nicht eher hemmen als fördern? Nun, der Gast verabschiedet sich zuversichtlich: bisher war gerade die der schwedischen Studentenvertretung anpassungsfähig und entschlußbereit und — 1963 werden die meisten Delegierte der Konferenz einträglichen Berufen nachgehen und ihren Kindern das Sprechen lehren.

Gunther Kurtz

Der Kreml winkt

„Moskau ist jetzt eine Reise wert", das sagen die Studenten-Redakteure, nachdem das Barometer für kulturelle Beziehungen mit dem Ostblock auf Tauwetter geht. Die Koffer sind gepackt — und bei manchem mag obenauf eines der Wunder-Breviere, „Wie leg' ich die Marxisten aufs Kreuz", als Reiselektüre liegen. Doch Missionsgedanken der Art, in tiefgängigen ideologischen Auseinandersetzungen „den armen Leuten da mal zu sich selbst zu verhelfen", verflüchtigen sich bald, wenn man die deutschen Grenzen verläßt. Vor wenigen Wochen berichtete die erste VDS-Delegation nach ihrer Rückkehr aus Moskau und Leningrad: „Trotz häufiger Kritik im System gibt es in der Studentenschaft keine geschlossene und praktikable Gesamtvorstellung als Alternative zum Sowjet-System. Begriffe wie ‚parlamentarische Demokratie', ‚individuelle Freiheit', ‚freie Wahlen', verlieren ihre Überzeugungskraft und Wirksamkeit in der jungen Generation der Sowjet-Union, die seit 40 Jahren in einem Weltreich ein nationales, staatstragendes Selbstbewußtsein erhalten hat."

Und doch ist Moskau gerade dann eine Reise wert, wenn auf Missionsansprüche dieser Art verzichtet wird. Das Bedürfnis nach Informationen aus dem „Westen" und aus der Bundesrepublik ist groß. Das Bild der Bundesrepublik wird durch die sowjetische Presse stark verzeichnet, so daß — in Verbindung mit den Kriegserinnerungen, die Bundesrepublik oft als möglicher Friedensbrecher in Europa erscheint. Der Austausch von Fachleuten und der Touristenverkehr mit der Zone, die 900 in der Sowjet-Union studierenden mitteldeutschen FDJ-Funktionäre, tragen zu dem Eindruck bei, die SBZ sei das „andere Deutschland", die Bundesrepublik aber sei ein Staat der Monopolisten, SS-Generale und Revanche-Politiker. Die Furcht vor dem deutschen Militarismus und Faschismus ist ein ernst zu nehmender Faktor sowjetischer Politik. Wir können sie nur ausräumen, wenn wir um Vertrauen werben und eine Atmosphäre des Verständnisses schaffen — als eine Voraussetzung zu politischen Vereinbarungen. Genau wie in Westeuropa können wir bei der osteuropäischen Bevölkerung Verständnis für unseren Wunsch nach Wiedervereinigung wecken, da auch in kommunistischen Staaten die Regierungen nicht nur Kabinettspolitik betreiben, sondern Wünsche und Meinungen in der Bevölkerung berücksichtigen müssen.

Mikrofilmaufnahmen
Der preisgünstige Weg zur Literaturbeschaffung
Die Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47

Die Studenten-Redakteure werden von einer solchen Reise gewiß nicht ärmer zurückkommen. Die Berichterstattung in unseren Zeitungen war bisher überwiegend von außenpolitischen und militärischen Gesichtspunkten geprägt. „Greifen sie an oder greifen sie nicht an?" das war stets die Frage, und das ist sie auch sicherlich noch heute. Und doch ist es hohe Zeit zu fragen, „Wie leben sie eigentlich da, was denken sie, was wissen sie von uns?"

Informations- und Bewegungsfreiheit, saubere Berichterstattung auf beiden Seiten, die richtigen Fragen zu stellen, — eine Fülle weiterer Probleme! Der Austausch von Zeitungen wird erst ein viel späterer Schritt sein können. Die Erfahrungen der Amerikaner, die mit den Sowjets ein Abkommen über den Vertrieb von Publikationen schlossen, sind schlecht. Tausende von Exemplaren der in russischer Sprache von der US-Botschaft gedruckten Zeitschrift „Amerika" gehen an die Botschaft als „unverkauft" zurück. Und doch findet sie reißenden Absatz, wo sie wirklich verkauft und nicht in den Verteilerstellen zurückgehalten wird. Ob unsere Studentenzeitungen den Studenten dort wirklich erreichen, darüber kann man keine Spekulationen anstellen, das sollte man ausprobieren.

Der erste Austausch von Studentengruppen war sinnvoll. Es ging nicht um Freundschaftsbeteuerungen. Auf beiden Seiten bestand der Wunsch, den Kontakt fortzusetzen und zu erweitern. In diesen Tagen reist eine zweite Delegation des VDS nach Moskau, um mit dem sowjetischen Studentenrat ein Abkommen über den ständigen Austausch von Stipendiaten und Studiengruppen auszuhandeln. Im Auswärtigen Amt werden in diesen Monaten die Einzelfragen eines möglichen Kulturabkommens geprüft.

Es wird noch Jahre dauern, bis spürbare Ergebnisse zu verzeichnen sind. Ob von der anderen Seite eines Tages wieder die Grenzen geschlossen werden, wissen wir nicht. Spekulationen über die Zukunft erübrigen sich, wenn man meint, daß die Initiative bei uns liegen muß, weil uns die Fragen auf den Nägeln brennen.

Dieter Bielenstein

Aus deutschen Studentenzeitungen notiert:

Konsument und Geschmack

Der **„Semesterspiegel"** (Münster) beschäftigt sich in einem Aufsatz „Die Sissi ist unter uns" mit dem Problem des deutschen Films:

. . . „Es ist eine Masche geworden, über Filmkunst zu sprechen. Niemand würde sich an einem Bahnhofskiosk einen Fünfzig-Pfennig-Roman kaufen und kritisch untersuchen, ob es sich um Kitsch, Konvention oder Kunst handelt. Aber für etwas mehr als den doppelten Preis macht man sich in jedem Kinoprogramm diese Sorgen.

Wir warten in der publizistischen Literatur über den Film ernsthaft auf ein Buch, das sich zum schlechten Film bekennt. Man weiß nicht, wer prominenter ist: O. W. Fischer oder seine Hauskätzchen, Romy Schneider oder ihre Unschuld. Aber es ist sicher, daß schon hier der schlechte Film beginnt. — Wir warten ebenfalls auf ein Buch, das sich zur Filmwirtschaft bekennt. Denn es gibt besonders wertvolle Filme, und es gibt besonders wertvolle Mettwurst. Und dafür werden Prämien ausgeschrieben: in der Filmindustrie und gleichermaßen im Dachverband der Metzgerinnungen.

Natürlich ist das absurd, würde Karl Klär sagen. Doch es ist nur absurd, weil niemand auf die Zusammenhänge achtet. Jedermann wird sagen, daß die „Bildzeitung" oder die „Financial Times" auf ihre Art gut gemacht sind. Aber niemand nennt den Chefredakteur einen Poeten. Auch der Film ist eine Mache. Wie er gemacht ist, meint Friedrich Luft, das bedeutet seinen Ausweis. Und der Regisseur ist eigentlich da der Poet.

Dies allein gibt noch keinen Zusammenhang. Man müßte schon sagen, daß ein guter Metzger sich in seiner Leberwurst auskennt und ein guter Regisseur in den filmischen Mitteln Bescheid weiß.

Dann darf man vermuten, daß beides gut gemacht ist. Dann kostet die Leberwurst eine Mark und fünfzig Pfennig und das erste Parkett einen Groschen weniger. Dann treffen beide den Publikumsgeschmack, oder sie treffen ihn nicht.

Auf jeden Fall aber wird jedermann bestreiten, daß es sich bei der Leberwurst um Kunst handelt.

Vielleicht ist das richtig.

Vielleicht ist die Sissi deshalb unter uns."

Sputnik Nr. 3

Das in Ost-Berlin erscheinende **„forum"** veröffentlicht unter der Überschrift „Wir grüßen Sputnik 3" eine Grußadresse der Arbeitsgruppe A 3 der Arbeiter- und Bauernfakultät der Humboldt-Universität (Ost-Berlin) an den Erdsatelliten:

„Eine große Freude erfaßte uns, als wir vom Start des dritten künstlichen Erdtrabanten der Sowjetunion hörten. Diese gewaltige Leistung beweist einmal mehr, daß dem Sozialismus die Zukunft gehört, daß sich die Kräfte des menschlichen Geistes einzig und allein in der sozialistischen Gesellschaftsordnung ungehindert zum Wohle aller Menschen entfalten können.

Während der sowjetische Sputnik um die Erde kreist, während die Sowjetunion beschlossen hat, alle Kernwaffenversuche einzustellen, bereiten die USA-Imperialisten neue Atombombenversuche vor. Sie beschwören mit den von Psychoneurotikern durchgeführten Flügen mit Atombomben an Bord ihrer Flugzeuge in Richtung der Grenzen des sozialistischen Lagers die Gefahr eines neuen Weltkrieges herauf. Wir verurteilen diese Machenschaften der kriegslüsternen Imperialisten.

Wir bekennen uns zu den Kräften des Friedens, wir werden Seite an Seite mit den Völkern des sozialistischen Weltsystems unter der Führung der Sowjetunion und gemeinsam mit allen friedliebenden Menschen in den kapitalistischen Ländern all unsere Kraft für die Sicherung des Weltfriedens, für den Sieg des Sozialismus und für die Befreiung aller vom Imperialismus Unterdrückten und Entrechteten einsetzen. Auf diesem Wege ist uns der Sputnik 3 ein leuchtendes Fanal des Sieges des Fortschritts über die Reaktion."

Die FDJ-Hochschulgruppenleitung der Humboldt-Universität stimmte dieser Stellungnahme der ABF-Arbeitsgruppe zu.

Atomausrüstung

Einem Beitrag in der **„Darmstädter Studentenzeitung"** entnehmen wir:

„Unter dem Motto ‚Lieber tot als Sklave' (man konnte das schon vor 13 Jahren an Häuserwänden lesen) versucht uns eine Minderheit einzureden, die Freiheit sei uns mehr wert als das Leben der Menschheit. Warum, so kann man fragen, haben dann unsere Brüder in der Ostzone nicht schon lange alle Selbstmord begangen? Was sie aushalten müssen, wir können es nicht? Es soll hier nicht einer bedingungslosen Kapitulation vor dem Kommunismus das Wort gesprochen werden. Aber er wäre doch wohl noch ein kleineres Übel, von dem mit Sicherheit angenommen werden kann, daß es vorübergeht im Laufe der Geschichte. Und was wissen schließlich eine Wiese, ein Wald und ein Vogel auf dem Baum von unserer Freiheit? Tragen wir als Menschen nicht für das Schicksal der Natur mit die Verantwortung?"

Zu einer sachlichen Diskussion der Atomfrage rät die Braunschweiger Studentenzeitung **„Omnibus"**:

„Gerade die SPD sollte darüber nachdenken, wenn bei einer Befragung 60% gegen eine atomare Aufrüstung stimmen sollten, ob das nicht aus einem Augenblicksgefühl der Empörung heraus geschieht. Und Gefühle halten nie lange vor in der Politik.

Wir haben es erlebt, wie vor sechs Jahren die Diskussion um das ‚Ohne mich' ging. Auch damals wurde die Ablehnung von der spontanen Abneigung getragen. Wir haben es erlebt, wieviel Staub die Frage der Wehrdienstverweigerung aufwirbelte und wie stark unmittelbar nach Einführung der Wehrpflicht der Trend hin zur SPD war. — Und wir haben es erlebt, wie wenig von all dem übriggeblieben ist.

Sollten wir diesmal wieder erleben, daß nach einigen Jahren nur noch ein Häufchen von Außenseitern sich gegen die Atomwaffen stemmt? — Wenn die Empörung heute wieder nur aus dem Gefühl kommt, wird es sicher so sein."

Überflüssig

Scharf kritisieren die in Tübingen erscheinenden **„Notizen"** den Besuch Brentanos in Spanien. Es heißt dort:

. . . „Warum also besuchte der demokratische Außenminister, dreizehn Jahre nachdem in Deutschland die Diktatur ein Ende genommen hat, den letzten faschistischen Diktator, um anschließend zu erklären, der Besuch habe ihn ‚völlig befriedigt'?

. . . Daß der Bundeskanzler den Diktator Chruschtschow in Moskau besucht hat, daß Mikojan in Bonn war, ist kein Einwand gegen unseren Protest. Denn Deutschland ist von der Siegermacht Sowjetunion abhängig, will durch Verhandlungen mit ihr Friede und Wiedervereinigung erreichen, während es sich bei den Beziehungen zu Spanien um wirtschaftliche Fragen handelt. Ausgerechnet eine Partei, die das Christentum zur Grundlage ihrer Politik macht, dürfte nicht ihre Integrität des Geldes wegen aufgeben. Wir wollen nicht hoffen, daß man Franco deshalb als Freund betrachtet, weil auch er vom Klerus unterstützt wird, oder daß Herr von Brentano versucht hat, Franco für die ‚Abendländische Akademie' zu werben.

. . . Es ist für die deutsche Presse bezeichnend, daß das Problem des faschistischen Spanien fast von allen Zeitungen systematisch totgechwiegen wird. Denn Franco ist ein ehrenwerter Mann. Herr von Brentano natürlich auch."

NOTIZEN

Im Frankfurter Kunstkabinett Hanna Bekker vom Rath findet vom 10. Juni bis 19. Juli eine Gedächtnisausstellung für Martin Bloch statt.

*

Nach der William Morris-Ausstellung (siehe unseren Bericht) zeigt das Offenbacher Klingspor-Museum vom 27. Juni bis 12. September in seiner dritten Wechselausstellung Schüler- und Lehrerarbeiten der Klassen „Typographie" und „Buchbinderei" von der Hamburger Hochschule für Bildende Künste.

*

Die vom Kulturkreis des Bundesverbandes geförderten Maler, Graphiker und Plastiker zeigen zur Zeit in der „Göppinger Galerie", Berliner Straße 27, ihre Arbeiten.

*

Brechts „Mutter Courage und ihre Kinder" soll im Juli an der Universität Melbourne in deutscher Sprache aufgeführt werden.

Neues von der Neuen Bühne

Die Neue Bühne wird als einziges deutsches Studententheater am „festival international de théâtre universitaire", das anläßlich der Brüsseler Weltausstellung vom 2. bis 9. August stattfindet, teilnehmen. Zum ersten Male in der Geschichte des Studententheaters wird ein Festival veranstaltet, das Teilnehmer aus allen fünf Kontinenten erwartet. Neben der Hauptversammlung des ESTU (European Student Theatre Union) findet eine Tagung statt, die auch die außereuropäischen Teilnehmer einbeziehen soll. Es spielen unter anderem die Studententheater aus Yale (USA), Venedig, Moskau, Bristol, Tokio, Frankfurt (Neue Bühne) und Brüssel.

Am 30. Juni gelangt im Festsaal des Studentenhauses zur westdeutschen Erstaufführung: „Die Antigone des Sophokles", nach der hölderlinschen Übertragung für die Bühne bearbeitet, von Bertolt Brecht. Regie: Karlheinz Braun. Weitere Aufführungen am 1., 4., 5., 6., 7., 8. Juli, jeweils 20.15 Uhr. Vorverkauf bei Nanda Stock und im Foyer des Studentenhauses (12 bis 14 Uhr).

Wie in der letzten Ausgabe des DISKUS berichtet wurde, hatte der AStA der Technischen Hochschule Hannover ein Verkaufsverbot für studentische Zeitungen erlassen. Nachdem er von verschiedenen Seiten angegriffen worden war, beschloß er am 13. Mai, daß „die Verkäufer von studentischen Zeitungen ihre Zeitungen im Selbstbedienungsverkauf" an einer vom AStA zu bestimmenden Stelle auslegen können.

PL

Pflegestätte der Buchkunst

William Morris im Klingspor-Museum, Offenbach.

Die Kunst, ein schönes Buch zu schaffen, ist ein nicht so veraltetes Handwerk wie ein Seitenblick auf die Schnellfabrikate der Taschenbuchreihen es vermuten lassen könnte.

Gleichwohl unterliegt das prachtvoll ausgestattete Buch heute dem ganz berechtigten Verdacht, für Schmocks und Bibliophile als Gegenstand einer ebenso sentimentalen wie sterilen Liebhaberei herhalten zu müssen; dieser Verdacht findet sich dort bestätigt, wo eine geordnete Phalanx von „Liebhaberausgaben" auf sichtbaren Regalen eine Kennerschaft vortäuscht, die häufig schon vor der Lektüre aufgegeben hat. Den andern Einwand, den derlei teure Raritäten der Buchkunst provozieren, fordert Kunstgewerbe ganz allgemein heraus: die ästhetisch ansprechende Verbrämung sei bloßer Überschuß und maskiere nur ein Manko an Zweckmäßigkeit in der Sache. Indem bibliophile Bücher zu einem im weitesten Sinne wertlosen Genießen einladen, verharren sie gerade vor der Grenze, jenseits welcher der Kitsch beginnt. Sonderlich dann, wenn die vermeintliche Kostbarkeit des Textes einen Schwulst an ornamentalem Zierat aus sich gebiert, wodurch eben das Wort als Sinnträger, das es sein soll, in die Position illustrierten Materials abgedrängt wird.

Nun kann nicht geleugnet werden, daß über die (durch logischen Satzspiegel und klare Buchstabentypen garantierte) Lesbarkeit des Buches hinaus, ein Trend zu einer äußerlichen Formschönheit vorherrscht, die auf den Inhalt einstimmen soll und einen synästhetischen Nerv im Menschen trifft, der letztlich den gleichen kulinarischen Mechanismus auslöst, welcher die befrackten Besucher der Großen Oper so allergisch gegen den Barbar im Tweedjackett reagieren läßt.

°

Das Mädchen von Büchern war immer schon ebensosehr Kunst wie Handwerk. Heute, da Bücher industriell gefertigt werden, lebt diese Einheit zumeist nur in der Erinnerung fort. Um so dankbarer ist man dem Offenbacher Klingspor-Museum, daß es sich solch lebendiges Erinnern angelegen sein läßt. Einen Höhepunkt in der Serie seiner Veranstaltungen bildete ohne Zweifel die am 14. Juni zu Ende gegangene Ausstellung „Das typographische Abenteuer von William Morris", die aus Eigenbeständen der Sammlung Klingspor und der Wanderkollektion der William-Morris-Society, London, zusammengestellt war.

Über die Wirksamkeit seiner Poesie und seiner sozialistischen Ambitionen hinaus stellen heute die führenden Theoretiker Morris' Verdienste als bahnbrechender Handwerker eines „Neuen Stils". Der romantische Sozialist, der in der Tat der Utopie nachhing, durch Kunst „dem Arbeiter das wahre Ideal eines erfüllten und vernünftigen Lebens vor Augen zu führen", war als „Wegbereiter moderner Formgebung" paradoxerweise bis kurz vor seinem Tode ein glühender Verächter der Maschine und aller maschinellen Produktionsweisen. Die bedeutendste Anregung zu seinen Buchschöpfungen lieferten ihm die Drucke des frühen 15. Jahrhunderts:

I began printing books with the hope of producing some which would have a definitive claim of beauty, while at the same time they should be easy to read and should not dazzle the eye, or trouble the intellect of the reader by eccentricity of form in the letters. I have always been a great admirer of the calligraphy of the Middle Ages, and of earlier printing which took its place. As to the 15th century books, I had noticed that they were always beautiful by force of the mere typography, even without the added ornament with which many of them are so lavishly supplied. And it was the essence of my undertaking to produce books which it would be a pleasure to look upon as pieces of printing and arrangement of type.

Das Abenteuer einer neuen Typographie, das William Morris in diesen Sätzen und einer Reihe von theoretischen Schriften vorbereitete und kommentierte, ist allerdings nicht ohne Kompromisse und Rückschläge bestanden worden. Die zahlreichen handgeschriebenen und handdekorierten Bücher, die Morris zeitlebens verfertigte, hatten einen wenig segensreichen Einfluß auf die Meisterwerke seiner Druckkunst, die er auf der berühmten Kelmskott-Press produzierte.

In den handgeschriebenen „Odes of Horace" (1874) ist der Text dergestalt von vegetabil umsponnenen Initialen, Kopfleisten und Bilderwerk versklavt, daß man des Wortes erst beim zweiten Hinsehen gewahr wird; das muß bedauert werden. Auch bei der großen Chaucer-Edition, die allgemein für des Druckers Meisterwerk gilt, wird den in Chaucer und Troy (zwei der meistrenommierten Morris-Schriftarten) gesetzten Zeilen das Atmen schwer.

Die Offenbacher Ausstellung ist nicht monographisch aufgezogen, sondern gestattet den Vergleich mit Druck-Erzeugnissen vor und nach Morris. In seiner Nachfolge druckten die Schüler auf der Doves-Press nüchterne und sachlich aufgemachte Bücher; im Jugendstil wurde die dekorative Seite von Morris' Versuchen konsequent an ein Ende geführt. Indem die Buchgestalter in der Zeit des Maschinendrucks der typographischen Gestaltung ihrer Erzeugnisse eine gespanntere Aufmerksamkeit zuwandten, haben des Reformers Ideen gerade dort am intensivsten nachgewirkt, wo es ihn am meisten empört hätte. Doch kann dies nicht wunder nehmen, der Widerspruch liegt in Morris' Theorie: sein Festhalten an der Handpresse zielte auf die Wiedererweckung der „Arts und Crafts"-Bewegung, des Kunsthandwerks also. Er wollte eine Kunst „vom Volke für das Volk" schaffen. Die Schöpfungen dieser angewandten Handwerkskunst konnten aber nicht billig sein, und wurden so doch wieder Kunst für den Luxus der Reichen. Der Maschinendruck schließlich eignete sich die typographischen Errungenschaften dieses mittelalterlichen Drucker-Abenteuers an, führte aber seine Vervielfältigungsweise ad absurdum.

°

Es ist keine Übertreibung, wenn das Klingspor-Museum auf seinem Prospekt verkündet, der Besucher fühle sich nicht wie in einem Museum, sondern „bei einem sehr kultivierten Privatmann zu Gast". Hier wird keine Archivierung toten Materials getrieben; der museale Staub, der ebenso zum geläufigen Begriff des Museums gehört wie die Vorstellung von etwas Steinaltem, hat keine Bleibe. Nicht nur deutet die Inneneinrichtung auf einen neuen Museumstyp hin, die Freizügigkeit selber, mit der man hier seltene Stücke in die Hand bekommt, ist außergewöhnlich. Man findet hier ein Studierzimmer für sich, in dem man in Erstausgaben blättern kann, die in keinem anderen Museum aufzutreiben sind. Doch all dies gehört nicht beschrieben; das Klingspor-Museum, mit seinen Abteilungen: Buchkunst, Schriftkunst, Einbandkunst, muß entdeckt werden. Hanno Reuther

Kleine Gehässigkeiten

Studententage, große Tage — schöne Tage! Das wurde den ersten Teilnehmern am 5. Deutschen Studententag schon gleich nach ihrem Eintreffen in Karlsruhe klar, wohin sie gekommen waren, um über das akademische Lieblingsthema: die Hochschulreform, zu diskutieren. Fürwahr — ein geduldiges Thema, über das sich schon reden läßt! — Wenn auch von keinen Ehrenjungfern empfangen, so bekam doch jeder „Delegierte" sein Fläschchen Kirschwasser. Aber das war nicht alles. Man konnte außerdem noch Herrn Meschkat (22), den neugewählten 1. Vorsitzenden des VDS, mit rotem Schal vorbeipromenieren sehen. Spitze Bemerkungen galten dem kräftigen Rot seines Schals und fanden es für den Vorabend des 1. Mai noch etwas verfrüht.

°

Apropos: der 1. Mai lockerte das Bild der Teilnehmer etwas durch Blumen auf. „Missionsbewußte" hatten mit netten roten Nelken oder Papierblumen geflaggt. Wie berichtet wurde, soll auch ein weißes Blümchen gesichtet worden sein. Doch war dies nur ein vereinzelter „reaktionärer Protest", der in der Menge unterging.

°

Ein erhabenes Ereignis für jeden echten Funktionär war zweifellos die Schlußkundgebung des Studententages. Ein schillernder Höhepunkt der vier Tage in Karlsruhe, bei dem der bisherige Erste und jetzige Ehrenvorsitzende des VDS, cand. phil. H. Wittneben, seine rethorisch-demagogischen Fähigkeiten unter Beweis stellte. — Der große Hörsaal des physikalischen Instituts, in dem sich alle Teilnehmer versammelt hatten, glich zeitweilig einem brodelnden Kessel, wenn Herr Wittneben seine Finessen zum Besten gab, so u. a. „in aller Bescheidenheit" für die gesamte Studentenschaft erklärte: Man werde sich eine Kulturdebatte — wie die vergangene des Bundestages — nicht noch einmal bieten lasssen! Der stürmische Applaus war ihm sicher.

Sollten Herr Wittneben und die Spitzen des VDS glauben, mit Sportpalast-Stimmung etwas für die baldige Hochschulreform erreichen zu können, dann hegen doch einige Studenten Zweifel daran — und nicht zuletzt der Berichterstatter —, selbst ein Kleinfunktionär! Klaus Hotz

Am Puls gefühlt

Immatrikulieren, Rückmelden, Belegen, Ausfüllen der Fragebogen. Eine Beschreibung darüber, wie es zu Beginn des Semesters bei diesen Amtshandlungen zuging, erübrigt sich. Die meisten haben es als Tortur miterlebt. Schlangestehen bis in den ersten Stock. Warten, drei Stunden, vier Stunden, fünf Stunden. Auf den Gängen hockend, an den Fensterbänken stehend, in den Toiletten fragebogenausfüllend. Wozu noch einmal heraufbeschwören, was gerade glücklich hinter uns liegt. Doch für die Zukunft wünschen wir es uns gerne anders.

Wir sprachen mit Herrn Inspektor Reichhart, der für die Verwaltungsgeschäfte an unserer Universität zuständig ist, über unsere Sorgen, und wir konnten mit Freude feststellen, daß es auch für ihn ehrliche Sorgen sind. Was muß geschehen, was kann geschehen? Zunächst: das Ausfüllen der Fragebogen. Für diese Tätigkeit ist das Studentenhaus vorgesehen. Dazu der Hörsaal B. Es hat sich erwiesen, daß diese Räumlichkeiten nicht genügen. Bei weitem nicht alle Studenten fanden dort Platz. Vom Sekretariat war auch der Hörsaal C hierfür beantragt worden, doch das Gesuch wurde abgelehnt. Gibt es schon keinen dauernden großen Aufenthaltsraum in der Universität, so muß doch zum Beginn des Semsters Platz geschaffen werden. Nichts spricht gegen die Benutzung des Hörsaals C, und so hoffen wir, daß er bei der Rückmeldung im Wintersemester dafür freigegeben wird.

Ist hier eine, wenn auch provisorische Lösung durchaus möglich, so scheint dies beim eigentlichen Vorgang des Immatrikulierens und Rückmeldens nicht möglich. 1946 fertigten vier Arbeitskräfte 1600 Studenten ab. Heute sind es 8000 Studenten, doch die Zahl der Bürokräfte ist geblieben. Nun könnte man vorschlagen, diese Zahl einfach zu erhöhen oder wenigstens zur Rückmeldung einige Hilfskräfte einzustellen, doch dies scheitert an mangelndem Platz. Den vorhandenen vier Sekretärinnen sind Fleiß und schnelle Arbeit nicht abzusprechen. So bleibt wohl nichts anderes übrig, als auf den Tag zu warten (geplant 1960), an dem die gesamte Verwaltung in ein eigenes Gebäude verlegt wird.

Nun zum Belegen. Hierfür werden vom Sekretariat Hilfskräfte eingestellt, doch wieviel sie helfen, zeigen die Mammutschlangen der Wartenden. Dies ist nicht erstaunlich, wenn man weiß, wie kurz die Belegfrist ist. Wollte man sich, wie von der Sache her durchaus zu vertreten, einige Vorlesungen in der ersten Woche probeweise anhören, so blieben zum Belegen nur noch wenige Tage, der Ansturm an den letzten Tagen würde noch größer. Doch auch wenn man einer Verlängerung der Frist das Wort reden wollte, ergäben sich neue Schwierigkeiten: die Studenten müssen noch im Semester ihr Studienbuch zurückbekommen, um dann eiligst die Jagd nach den Testaten zu beginnen. Die Verwaltungsarbeit verlangt aber schon jetzt so viel Zeit, daß die Letzten ihr Buch gerade am 29. Juli zurückerhalten. Hollerithmaschinen auch nur leihweise zu benutzen, scheint zu kostspielig. Bliebe also nur die Möglichkeit, zusätzliche Hilfskräfte einzustellen und gleichzeitig die Frist zu verlängern. Den Wunsch nach Abschaffen der Testate, der auch die ersten Ferienwochen nach dem Semester — zumindest für die nichtzahlenden Hessen — noch zur Bearbeitung der Formalitäten zulassen würde, wagen wir nicht mehr laut vorzubringen. Er wurde allzuoft zurückgewiesen — mit Begründungen freilich, die nicht recht befriedigen konnten.

Michael Schumann

Selbstbedienung Bockenheimer Landstraße 133
Telefon 77 63 77

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Feinpapiere · Geschenke · Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen
innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt/M. · Bockenheimer Landstr. 131 und 133
(nächst der Universität) Fernruf 77 55 89

1. 2. 1868 **90** *1. 2. 1958*

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A.M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Studierende

erhalten die
„Frankfurter Allgemeine Zeitung"
als Abholabonnement
zum monatlichen

Sonderpreis von DM 3,–

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung
und Alleinauslieferung
für Studenten durch

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat
für Universitätswissenschaften
Frankfurt a. M., An der Bockenheimer Warte

Der Marsch zu

Die Zornigen und die Zahmen

Der studentische Aktionsausschuß gegen eine Atomausrüstung der Bundeswehr hatte für den 20. Mai zu einem Schweigemarsch mit anschließender Kundgebung auf dem Römerberg aufgerufen. Die Veranstaltung verlief ohne Zwischenfälle. Die Redaktion des DISKUS hat vor und nach dem Schweigemarsch eine Reihe von Interviews mit Befürwortern und Gegnern der Aktion gehabt, die wir auf dieser Seite veröffentlichen. Fragesteller waren: Oscar Strobel, Michael Schumann und Hanns Schreiner. Die Namen der Befragten finden Sie jeweils am Anfang der ersten Frage.

Frage:

HERR FASS, dürfen wir Sie als Vorsitzenden des Allgemeinen Studenten-Ausschusses nach den Gründen fragen, die den AStA veranlaßt haben, an dem Schweigemarsch gegen die atomare Aufrüstung nicht teilzunehmen und ihn auch nicht zu unterstützen?

Antwort:

Der AStA befindet sich glücklicherweise in einer guten Position. Wir haben unsere grundsätzliche Haltung zur allgemeinen Abrüstung schon viel früher ausgesprochen. Sie entsinnen sich sicher noch der „Frankfurter Erklärung". Diese richtete sich grundsätzlich gegen die Atomrüstung, sei es wo es wolle. Was uns abgehalten hat, jetzt aktiv zu werden bei der Aktion „Kampf dem Atomtod" war die Fragestellung. Es hieß da: „Wollt ihr die Atomwaffen oder nicht?" Diese Fragestellung geht am Wesentlichen vorbei, ja, sie ist sogar falsch! Wenn man richtig formuliert hätte, müßte man fragen: „Glaubt ihr zu müssen, oder nicht?" Dies ist eine Frage des politischen Verhaltens, eine taktische Frage. Sie ist im Bundestag zur Diskussion gestellt.

Frage:

Sollten also die Studenten dazu keine Meinung äußern?

Antwort:

Natürlich kann zum Grundproblem von den Studenten Stellung genommen werden. Es ist doch keine Frage, daß wir alle in der Meinung übereinstimmen: alle Atombomben sollen abgeschafft werden. Das stand ja auch in der „Frankfurter Erklärung". Hier handelt es sich aber um den einseitigen Verzicht, um die Frage: Was ist besser? — Es sollte also heißen: Brauchen wir in unserer Situation Atomwaffen oder nicht?

Frage:

Was sagen Sie zu der Reaktion der Studenten auf den Aufruf zum Schweigemarsch?

Antwort:

Ich kann mich täuschen, aber ich glaube, daß es bei der „Frankfurter Erklärung" kaum einen Widerspruch gegeben hat.

Frage:

Aber im Parlament gab es doch auch . . .

Antwort:

. . . Ich weiß, was Sie meinen. Aber da lag der Grund für die Ablehnung durch eine Minderheit in einer grundsätzlichen Ablehnung jeder politischen Erklärung durch die Studentenvertretung.

Bei dem Schweigemarsch sind ja nur eine Handvoll Leute mitmarschiert. Das beweist mir, daß die Mehrzahl mit der Fragestellung nicht einverstanden war und die akademische Form der Behandlung eines solchen Problems, nicht die Demonstration, sondern das Gespräch ist.

Frage:

War der gesamte AStA Ihrer Meinung?

Antwort:

Es gibt darüber einen Beschluß, der etwa das gleiche aussagt, was ich eben dargelegt habe.

Frage:

Gestatten Sie mir, darauf hinzuweisen, daß unseres Wissens ein Mitglied des AStA an dem Schweigemarsch teilgenommen hat.

Antwort:

Ja, es ist richtig, das trifft zu. Er hat aber nicht als AStA-Mitglied daran teilnehmen dürfen. Er hat seine persönliche Meinung damit kundgetan.

Frage:

Nun ist das ja so eine Sache: hie Privatmeinung — hie Funktion . . .

Antwort:

Der AStA hat in einer Sitzung diese Haltung mißbilligt. Allerdings ohne zu verbieten, daß dieses Mitglied Ähnliches wieder tut. Wir haben es nur für ungeschickt gehalten, da Amt und Person schwer voneinander zu trennen sind.

Frage:

Welches ist denn die den Studenten angemessene Form politischer Willensbekundung? Sollte das im Studentenparlament geschehen?

Antwort:

Nein, dies würde die Kompetenz des Parlamentes überschreiten. Ich könnte mir denken, daß in einer Podiumsdiskussion Abgeordnete verschiedener Parteien das Atom-Thema mit den Studenten erörtern. Im übrigen kann der volljährige Student seinen politischen Willen bekunden, wie jeder andere Bürger auch: durch die Stimmabgabe bei der Wahl.

Frage:

HERR MOHL, Sie haben Ihre Unterschrift unter den Aufruf zur Demonstration der Studentenschaft gesetzt. Können Sie uns sagen, was Sie zu diesem Schritt bewogen hat?

Antwort:

Ich habe mich der Geschichte mehr aus Solidarität angeschlossen. Ich habe schon vor zwei Jahren, als es um die Wiederbewaffnung im Bundestag ging, Stellung bezogen. Ich habe zusammen mit einem Kommilitonen in Darmstadt eine Diskussion mit Bundestagsabgeordneten arrangiert, um mit den Leuten ins Gespräch zu kommen, um deren und unsere Argumente zu prüfen. Daß die Geschichte dann anders lief, könnte zu einer totalen Resignation führen, wenn man den Ausgangspunkt hat, den ich habe. Wenn die Leute dann zu einer Atombewaffnung übergingen, ist klar und logisch, daß ich auch zur Atombewaffnung nein sagen muß. Ich glaube, daß es nicht nur die Alternative Bündnispolitik oder Aufgabe unserer Lebensform gibt, sondern daß es vielleicht noch einen Mittelweg gibt, also Neutralität oder wie man diese Dinge benennen will. Die Form, in der heute über diesen Gegensatz gesprochen wird, macht nur Unbehagen. (Einer meiner Freunde sagte: „Den Kopf in der Garderobe abgeben und dann marschieren.")

Frage:

Sie haben eben gesagt, daß Sie ein grundsätzlicher Gegner einer Aufrüstung sind. Sind Sie für eine Politik der absoluten Gewaltlosigkeit?

Antwort:

Ich bin einmal auf der falschen Seite marschiert, ich bin Auslandsdeutscher, in der Schweiz aufgewachsen und meldete mich 1944 kriegsfreiwillig nach Deutschland. Als ich die Situation erfaßt hatte, bin ich vorsichtig geworden. Ich kam zu der Überzeugung, wir müßten zu einem Interessenausgleich kommen. Unsere Bundesrepublik hat, vom Osten her betrachtet, eine Sonderstellung. Es sind also nicht nur 40 Millionen, die ein paar Divisionen aufstellen und sich jetzt atombewaffnen. Es sind die Leute, die seinerzeit vor Moskau standen. Dadurch bekommen unsere Handlungen ein viel größeres Gewicht. Wir können nicht alles auf Bündnistreue und NATO abschieben, sondern wir müssen uns identifizieren mit der Vergangenheit, und von da her argumentieren. Wir können nicht so tun, als ob nie etwas geschehen wäre.

Frage:

Sie meinen also, die Identifikation mit der Vergangenheit müsse so aussehen, daß wir in Zukunft auf die Aufstellung militärischer Verbände verzichten?

Antwort:

Man kann natürlich nach innenpolitischen Gesichtspunkten eine Lösung finden. Wir sind ein zweigeteiltes Land und daraus ergeben sich die fürchterlichen Konsequenzen. Eine Schutztruppe, die keinen politischen Faktor darstellt, sondern die man auf eine vernünftige Weise in den Staatsaufbau integriert, wäre das vernünftigste.

Frage:

Sie sagten vorhin, daß Sie sich mit dem Weg, der durch die Demonstration eingeschlagen worden ist, nicht voll identifizieren. Meinen Sie, daß es für die Studentenschaft eine andere Möglichkeit gibt, ihre Meinung kundzutun?

Antwort:

Ich habe gehofft, daß man eine Diskussion auf breiter Basis zustande bringt, unter Beteiligung von Professoren. Daß man Franz Böhm z. B. nicht draußen in irgendeiner Turnhalle sprechen läßt, sondern, da er nun einmal zur Universität gehört, hier herein holt. Daß aber auch die andere Seite jemanden aufstellt, der ein entsprechendes Gewicht hat, sowohl was die persönliche Integrität anbetrifft, wie auch den Einblick in die Zusammenhänge. Sollte dann die Mehrheit der Studenten auf eine Ablehnung der Atombewaffnung beharren, könnte man in Form einer Resolution oder in einer anderen Manifestation die Dinge zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringen. Dieser Weg wäre mir persönlich sympathischer gewesen. Diese Geschichte, die heute Mittag startet — ich habe ein sehr ungutes Gefühl, ich habe den Eindruck, daß es schiefgehen kann, eine lächerliche und hilflose Geschichte wird —, hat so etwas von einer Aktion der Verzweiflung. Man will noch etwas tun, aber glauben, daß es einen Sinn hat, tut ja eigentlich niemand mehr. Die Bundestagswahl ist mit schlechten Argumenten geführt worden, von beiden Seiten. Das kann ich sagen, da ich in keiner Weise politisch gebunden bin. Ich komme aus einer Familie mit liberalen Traditionen. Der Versuch, alle Leute, die gegen die Entscheidung der Regierung sind, vor den Wagen der Sozialdemokraten zu spannen, behagt mir nicht. Aber so wie es von der anderen Seite gemacht worden ist, geht es auch nicht. Man hätte ehrlicher sein müssen. Man hätte die Leute aufklären müssen. Wir müssen endlich einmal in Demokratie missionieren. Wir können nicht immer nur den Autoritätsstandpunkt der Leute herausstellen, die zufällig Politik machen.

Frage:

In einem demokratisch-parlamentarischen Repräsentativstaat ist eine Demonstration unter freiem Himmel das letzte Mittel, das man im allgemeinen anwendet, um eine politische Entscheidung zu erzielen. Glauben Sie, daß die Situation so ernst ist, daß man nur noch dieses Mittel wählen kann?

Antwort:

Ich habe das Vertrauen zur Presse verloren. Es gibt zwar einige Organe, u. a. die „Zeit", die jetzt wieder eine Diskussion mit Weiszäcker aufnimmt; die versuchen, noch einmal das Für und Wider abzuwägen. Aber die Dinge bleiben ohne Wirkung. Die Leute, auf die es ankommt, die es betrifft, die sind von einer erstaunlichen Indifferenz den Dingen gegenüber. Und nun kommt die makabre Geschichte: Stellung der Universität in unserer Gesellschaft. Vielleicht hat sie die Möglichkeit, die Leute aufhorchen zu lassen und vielleicht kommt einer zum Nachdenken, der bisher nicht nachgedacht hat.

Frage:

Glauben Sie, daß auch die Studenten politisch so wenig ansprechbar geworden sind, daß man sie mit den handfesten Methoden einer Demonstration zu einer Willensäußerung zwingen muß?

Antwort:

Ich möchte gar nicht auf die Gewissensentscheidungen und Bekenntnisse der Studenten eingehen, das wird meistens unsachlich. — Man lebt halt auch mit der Atombombe, irgendwie geht's weiter. Darum die billige Entscheidung: Unsere Sache hier, Wirtschaftswunder, westliche Lebensform usw. ist zwar auch ein Übel aber ein kleineres Übel usw. und da muß man vielleicht mal „ja" sagen, zu einer unsympathischen Sache.

Frage:

Sie haben sich mit Ihrer Unterschrift aktiv gegen den Beschluß des Deutschen Bundestages gewandt. Zweifeln Sie an der Legalität des Bundestagsbeschlusses?

Antwort:

Es ist eine sehr schwierige Frage, aber aus den Erfahrungen, die wir gemacht haben, müssen wir zu unserer Staatsform stehen. Aber, da ich aus der Schweiz komme, habe ich gelernt, daß es in der Demokratie nicht nur das Gesetz gibt, das die Majorität bestimmt, sondern daß auch Gesichtspunkte der Minorität berücksichtigt werden. Ich bin einfach nicht überzeugt worden und sehr viele andere Leute auch nicht. Ich glaube, daß in solchen entscheidenden Fragen wie Atombewaffnung, ein anderer Weg hätte eingeschlagen werden müssen.

Frage:

Wenn ich Sie vorhin richtig verstanden habe, sind Sie also Anhänger eines pazifistischen Gedankens?

Antwort:

Ja, wobei er nicht so sehr aus der humanistischen Tradition heraus erwächst, daß man durch bloße Manifestationen der Gewaltlosigkeit generell etwas ändern könnte. Die Geschichte zeigt, daß dieser Standpunkt illusorisch ist. Ich glaube einfach, wir in der Bundesrepublik hätten voraus gehen müssen, wir hätten den ersten Schritt tun müssen, und ich glaube nicht, daß wir ohne Gefolgschaft geblieben wären.

Frage:

Glauben Sie also grundsätzlich, daß das deutsche Beispiel des Protestes gegen den Atomtod bestimmend werden könnte für die Einstellung der Großmächte?

Antwort:

Ich glaube nicht, daß wir so viel Gewicht haben, aber man sollte einfach wissen, daß wir nicht da weitermachen wo wir aufgehört haben, Politik der Stärke usw. zu machen.

Frage:

Um Mißverständnisse zu vermeiden: Glauben Sie, daß die derzeitige Militär- und Rüstungspolitik der Bundesregierung konsequent anknüpft an der Tradition deutscher Machtpolitik bis 1945?

Antwort:

Das zweifellos nicht, da hat sich sehr viel geändert, aber ganz einfach durch unsere geographische Lage, durch die Tatsache, daß wir der einzige Staat sind in der westlichen Hemisphäre, der gegenüber dem Ostblock territoriale Ansprüche geltend macht, haben wir eine andere Situation.

Frage:

Sehen Sie durch diese Demonstrationen die Andeutung einer Gefahr für die parlamentarisch-repräsentative Demokratie der Bundesrepublik?

Antwort:

Ja, eine Gefährdung gewiß, aber vielleicht ist das hier bewußt gewollt. Man soll aufhorchen, man soll sich auseinandersetzen.

Frage:

HERR SÖRGEL, Sie werden auf der Demonstration der Assistenten und Studenten gegen den Atomtod als Student der Frankfurter Universität sprechen. Werden Sie im Namen der Frankfurter Studentenschaft sprechen?

Antwort:

Das kann ich nicht, denn ich bin kein gewählter Vertreter der Frankfurter Studentenschaft. Folglich kann ich nur als ein Repräsentant jenes Teiles der Studentenschaft sprechen, der seine Vertreter, zumindest z. T. in diesen Ausschuß gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr, sich hier an unserer Universität ebenso wie an vielen anderen Universitäten konstituiert hat.

Frage:

Können Sie uns die politischen Gruppen, die studentischen Gruppen überhaupt nennen, die als Gruppe diese Aktion unterstützen?

Antwort:

Es ist keine studentische Gruppe hier an der Universität, die, ehe sich dieser Ausschuß konstituiert hat, zu der ganzen Sache Stellung genommen hat. Es sind unter jenen, die aufrufen, an dieser Demonstration teilzunehmen, Vertreter studentischer Gruppen, aber sie sind durchweg als Vertreter ihrer jeweiligen studentischen Gruppe nicht anzusprechen, wenngleich sie. z. T. eben auch die Mehrheit ihrer Gruppe rekrutieren können. Das

m Römerberg

· Marschieren oder diskutieren

trifft z. B. auf den Sozialistischen Studentenbund zu. Ich halte es für möglich, daß es ähnlich bei der gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaft ist. Inwieweit die Gruppe der Bühne oder andere Gruppen jeweils mit ihrer Mehrheit dahinterstehen, vermag ich nicht zu sagen.

Frage:

Und diese Gruppe, die die ganze Sache organisiert hat, hat sich zusammengefunden, weil sie glaubt, daß die Studentenschaft zu dieser Entscheidung der Bundesregierung etwas zu sagen hat?

Antwort:

Diejenigen, die zunächst dazu aufgerufen haben, gehören keiner studentischen Gruppe an.

Sie gehören nicht einmal einer Gruppe an. Es sind Assistenten gewesen und drei Studenten, soweit ich es also sehe, die keiner studentischen Gruppe angehören. Sie sind dann natürlich mit ihrer Aufforderung, sich an der Sache zu beteiligen, an jene studentischen Gruppen herangetreten oder an Vertreter jener studentischen Gruppen, von denen sie annehmen können, daß sie die Sache evtl. unterstützen werden.

Frage:

Glauben Sie, daß die Studentenschaft besonders dazu berufen ist, zu der Entscheidung des Bundestages über Atombewaffnung, mit einer Demonstration unter freiem Himmel Stellung zu nehmen?

Antwort:

Ich bin deshalb dieser Ansicht, und ich glaube, daß ich in dieser Ansicht mit dem Senat übereinstimme, der ja gestern gesagt hat, eine Stellungnahme zu solchen Dingen ist eine, besonders für Angehörige der Universität, individuelle und persönliche Stellungnahme, und ich meine, daß gerade Studenten und sonstige Angehörige einer Universität dazu berufen sind, dieser staatsbürgerlichen Verpflichtung nachzukommen, weil sie, wie ich hoffen möchte, als unabhängige und gleichzeitig aus der Sphäre der Arbeit, der unmittelbaren Arbeit ausgeklammerte, eher auch die Möglichkeit haben, über derartige Fragen nachzudenken und dazu eine Stellung abzugeben.

Frage:

Haben die Unterzeichner dieses Aufrufes vorher versucht, andere Methoden zu finden oder auszuwählen, um die Meinung der Studenten zu der Atomfrage kundzutun?

Antwort:

Dieser Arbeitskreis, er hat, soviel ich weiß an vielen anderen Universitäten einen anderen Weg eingeschlagen, bzw. mit einem anderen Weg begonnen. Sie haben z. B. Unterschriftensammlungen veranstaltet. Alle die Universitäten, die heute demonstrieren werden, und das ist die Mehrheit, waren der Meinung, daß es dabei nicht bleiben kann. Sie haben gleichzeitig aber auch überlegt, und darüber besteht noch keine einhellige Ansicht, daß diese Sache dann in verschiedener anderer Weise fortgesetzt werden soll.

Frage:

Sie haben eben gesagt, daß an anderen Universitäten ähnliche oder gleiche Arbeitskreise bestehen, die zu einem ungefähr gleichen Zeitraum Demonstrationen veranstalten. Besteht eine Koordination dieser Arbeitskreise in der Bundesrepublik?

Antwort:

Das ist bekannt aus einem Flugblatt, denn jene Arbeitskreise aus der Bundesrepublik sind am Sonntag vor einer Woche in Frankfurt zusammengekommen und haben diese Demonstration koordiniert.

Frage:

Hat der Ausschuß sich schon zur Aufgabe gesetzt, abgesehen von der Demonstration, weitere Aktionen zu erwägen?

Antwort:

Vorläufig hat dieser Ausschuß weitere Aktionen noch nicht im einzelnen vorgesehen.

Frage:

HERR RAHN, haben Sie die Vorbereitungen für diese Aktion mit dem Senat und der studentischen Selbstverwaltung abgesprochen oder ist wenigstens eine Information versucht worden?

Antwort:

Soweit ich orientiert bin, sind von Seiten Herrn Sörgels Schritte unternommen worden, ich selber war daran nicht beteiligt.

Frage:

Wie kommt es, Ihrer Ansicht nach, daß der Senat und der AStA sich in letzter Minute von dieser Aktion distanzieren?

Antwort:

Es handelt sich wahrscheinlich um politische Erwägungen, auch universitätspolitische Erwägungen, die den AStA und den Senat dazu bewogen haben, eine andere Haltung einzunehmen, zumindest eine reservierte Haltung.

Frage:

Wie ist das zu vereinbaren mit der Erklärung, die der AStA abgegeben hat anläßlich dieses Briefes aus Tokio?

Antwort:

Es handelte sich da wohl um eine Sache, die mehr im Theoretischen liegt und nicht so sehr stark die Angelegenheiten unserer Bundesrepublik und der Politik unserer Regierung betrafen.

Frage:

Das heißt also, daß sich die Unterzeichner der Aufforderung zum Protest der Studenten weitgehend identifizieren mit den politischen Argumenten der Sozialdemokratischen Partei?

Antwort:

Da möchte ich eine Einschränkung machen: Ich persönlich stehe weder der SPD nahe, noch gehöre ich irgendeiner ihrer Gliederungen an und habe diesen Aufruf unterschrieben als Privatmann.

Frage:

Sehen Sie in der Veranstaltung eine Gefahr, daß sich die Studentenschaft in zwei Gruppen aufspalten könnte, in zwei Gruppen, die sich dann vielleicht doch halb parteipolitisch gegenüberstehen würden?

Antwort:

Es mag eine gewisse Gefahr bestehen.

Frage:

Hat man innerhalb des Ausschusses versucht, der Öffentlichkeit und den Studenten klarzumachen, daß es sich hier um eine Aktion handelt, die nichts mit den Plänen der SPD zu tun hat?

Antwort:

Es ist auf dem Plakat mit keinem Wort erwähnt, daß es sich um irgendeine Form der politischen Aktion der SPD handelt.

Frage:

Es ist bekannt, daß sich unter den Aufrufenden Mitglieder der SPD befinden und auch Persönlichkeiten, die, zumindest früher einmal, dem SDS angehört haben.

Antwort:

Das ist bekannt. Aber es ist kein Grund für andere Leute, die keiner solchen Richtung angehören, diesen Aufruf nicht zu unterstützen.

Frage:

Ist an der Frankfurter Universität schon einmal versucht worden, ein Streitgespräch zwischen Professoren in Anwesenheit der Studenten in einem großen Hörsaal durchzuführen?

Antwort:

Soweit ich weiß, bisher noch nicht.

Frage:

HERR SCHACH, haben Sie — mit Ausnahme der Flugzettelaktion — gegen die „Protestaktion" der Frankfurter Studenten auch etwas anderes unternommen oder unternehmen wollen?

Antwort:

Ja, wir haben noch etwas gemacht; wir haben die schöne Karikatur von Prof. Köhler aus der FAZ verteilt, in der hinter der „Aktion gegen die atomare Ausrüstung der Bundeswehr" das, oder doch wenigstens ein parteipolitisches Ziel der SPD gezeigt wird: SPD-Regierung über Atomschrecken. Ich liebe solche Scherzchen nicht, habe mich also nur schwer dazu bereitfinden können, aber schließlich wurden wir ja herausgefordert dazu, denn die Ankündigung „Kampf dem Atomtod" und ein Schweigemarsch zu diesem Zweck, verdeckten die eigentlichen Absichten der Initiatoren. Die wollten ja nur gegen eine mögliche Bewaffnung der Bundesrepublik marschieren.

Frage:

Und dies wollten Sie nicht?

Antwort:

Natürlich nicht, vielleicht genügt Ihnen, wenn ich Ihnen sage, daß sich meine politischen Vorstellungen in dieser Frage weitgehend mit den Ausführungen von Dr. Martin im Bundestag decken. — Sehen Sie, wenn schon die Ankündigung recht irreführend war, so konkretisierte sich der eigentliche Sinn der Aktion, der geheime Hintergedanke, doch mehr und mehr, je weiter der Zug in der Bockenheimer Landstraße marschierte. Aus dem mitgeführten Lautsprecher ertönten bald Parolen wie etwa: Für atomwaffenfreie Zone! usw., um nur ein Beispiel zu nennen, was doch verteufelte Ähnlichkeit mit dem Rapacki-Plan und von der SPD verfolgten politischen Zielen hatte.

Frage:

Waren denn die Kommilitonen, die mitzogen, damit einverstanden?

Antwort:

Na ja, die Mehrheit wußte wohl nichts davon; der Lautsprecher war recht leise, so daß höchstens die ersten Reihen davon gehört haben. Ich hatte den Herrn Sörgel vor der Aktion gefragt, warum ein konkreter Hinweis auf den Sinn des Marsches nicht aus den Plakaten zu entnehmen war, er wußte mir keine Antwort zu geben. Und das sind doch bauernfängliche Methoden, wenn dann plötzlich unter anderem auch für den Rapacki-Plan marschiert wird. Ich weiß nicht, warum man sich genierte, klar zu sagen für was man marschiert.

Frage:

Glauben Sie also, daß eine gewisse Partei hinter der Aktion gestanden hat?

Antwort:

Ich glaube, daß die Sache im Wesentlichen durch Mitglieder des SDS und ihm nahestehende Personen, insbesondere aus dem Soziologischen Institut organisiert und durchgeführt wurde. Den Hinweis, daß die benötigten Gelder aus dem Säckel der Studenten stammen, halte ich für unglaubwürdig.

Frage:

Was hat Sie denn am meisten an der Veranstaltung geärgert?

Antwort:

Gefreut hat mich, gestatten Sie mir bitte diesen Hinweis, daß nur 350 (mehr waren es bestimmt nicht) mitgelaufen sind. Sehr betrübt war ich über den Vortrag von Prof. Fränkel auf dem Römerberg. Er hatte ganz sicher nicht das erwartete Niveau. Auch meine Hochachtung gegenüber Professoren gestattet mir nicht zu verschweigen, daß ich von dem Inhalt der Rede mehr als enttäuscht gewesen bin. Prof. Fränkel ist überhaupt nicht auf die politische Fragestellung eingegangen. Er beschwor Mutter und Kind, unendliches Leid, das aus einem Atomkrieg kommen muß, statt einmal auf die Frage einzugehen, wie denn ein Atomkrieg verhindert werden kann. Es gibt doch gar keinen Parteienunterschied in der Erkenntnis der Furchtbarkeit dieser Waffen. Diese Demonstranten versuchen doch, bewußt oder unbewußt, einen zum Lumpen zu stempeln, der ehrlich der Ansicht ist, daß durch die abschreckende Wirkung einer solchen Bombe ein Krieg verhindert werden kann. Das ist doch die Frage der politischen Auffassung —, man muß uns also mit politischen Argumenten kommen und nicht mit bühnenreifen Beschwörungen.

Frage:

Was hätten Sie denn für eine angemessene Art gehalten, eine solche Veranstaltung durchzuführen?

Antwort:

Nun, da wir nun einmal Studenten sind — akademische Bürger, wie man sagt — hätte die Auseinandersetzung auch in diesem Rahmen vor sich gehen sollen. Ich denke da beispielsweise an die Form einer Podiumsdiskussion usw. So ist die Aktion eine propagandistische gewesen und war wohl auch so geplant. Auf der Straße läßt sich ein solches Problem jedenfalls nicht akademisch abhandeln. Diese Meinung hat auch der Schweigemarsch bekräftigt.

Röver "junior"
reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsausführung für die Alltags-Kleidung

1 Kleid gereinigt
lieferzeit: 1 Tag
2.- DM
2.50

1 Sakko gereinigt DM 2,10
1 Hose gereinigt DM 1,80
1 Mantel gereinigt DM 4,70
(Regenmäntel einschl. imprägnieren)

Nächste Annahmestelle bei der Universität
Adalbert- Ecke Kiesstraße
1 halbe Minute von der Bockenheimer Warte
Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann
Inhaber Dr. H. Bergmann
Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)
Telefon: 23633 u. 25264
Fachbücher aus den Gebieten
Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Technik, Medizin,
Naturwissenschaften
Sonderangebot!
Medizinische Bücher aus unserem Antiquariat.
Verkauf ab 1. 5. 1958
Stark herabgesetzte Preise!

Hochschulnachrichten

Berufung an die Universität Frankfurt

In der Philosophischen Fakultät:

Prof. Dr. Alfred Rammelmeyer, seither Marburg, hat einen Ruf auf das Ordinariat für Slavistik angenommen. Er wurde gleichzeitig zum Direktor des Slavischen Seminars ernannt.

Lehrstuhlvertretungen

In der Philosophischen Fakultät:

Priv.-Doz. Dr. Carh Theodor Gossen wurde mit der kommissarischen Verwaltung des Extraordinariats für Romanistik beauftragt.

In der Naturwissenschaftlichen Fakultät:

Prof. Dr. Henning Müller, Mainz, wurde mit der Wahrnehmung eines Teils der Lehrverpflichtungen des Ordinariats für Theoretische Physik beauftragt.

Ernennung zum außerplanmäßigen Professor

In der Philosophischen Fakultät:

Priv.-Doz. Dr. Walter J. Schröder (Deutsche Philologie).

In der Naturwissenschaftlichen Fakultät:

Priv.-Doz. Dr. Hermann Muth (Biophysik und physikalische Grundlagen der Medizin).

Umhabilitation

In der Medizinischen Fakultät:

Priv.-Doz. Dr. Wilhelm Theopold (seither Marburg) für das Fach Kinderheilkunde.

Neue Lehraufträge

In der Naturwissenschaftlichen Fakultät:

Prof. Dr. Wolfgang Gleissberg für Astronomie.

In der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät:

Rechtsanwalt Dr. Kurt van der Velde für Steuerliche Bewertungslehre.

Rufe an andere Hochschulen

Prof. Dr. Helmut Ridder erhielt einen Ruf auf den Lehrstuhl für Öffentliches Recht an der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg.

Priv.-Doz. Dr. Karl Häuser hat den an ihn ergangenen Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl für Wirtschaftliche Staatswissenschaften an der Universität Kiel angenommen.

Priv.-Doz. Dr. Waldemar Wittmann hat einen an ihn ergangenen Ruf auf das Extraordinariat für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre an der Universität Saarbrücken angenommen.

Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Kilger hat einen an ihn ergangenen Ruf als außerordentlicher Professor auf das Ordinariat für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Industriebetriebslehre, an der Universität Saarbrücken angenommen.

Prof. Dr. Fritz Neumark hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität München abgelehnt.

Prof. Dr. Karl Hagenmüller hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Saarbrücken abgelehnt.

Prof. Dr. Wilhelm Halbsguth hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Santiago de Chile abgelehnt.

Ehrungen, Ernennungen

Seine Magnifizenz Prof. Dr. Rudolf Geißendörfer wurde zum Ehrenmitglied der Chirurgischen Gesellschaft Rom ernannt.

Prof. Dr. Arnold Lauche ist zum Ehrenmitglied der Venezolanischen Gesellschaft für pathologische Anatomie gewählt worden.

Prof. Dr. Peter Richter wurde als Ritter des Ordens vom Heiligen Grabe zu Jerusalem investiert.

Auslandsreisen

Prof. Dr. Helmut Coing nahm an einem Kongreß für juristische Erziehung in Ankara teil.

Prof. Dr. Rudolf Thiel folgte einer Einladung zur 62. Versammlung der Japanischen Ophtalmologischen Gesellschaft in Niigata, sowie zu Vorträgen an verschiedenen japanischen Universitäten.

Prof. Dr. Arnold Lauche hielt auf der Pathologentagung in Wien einen Vortrag.

Prof. Dr. Gert Taubmann wurde eingeladen, an dem Fortbildungskongreß für deutsch sprechende Ärzte in Monte Catini einen Vortrag zu halten.

Priv.-Doz. Dr. Werner Hellriegel wurde von der Medizinischen Gesellschaft der Universität Graz zu einem Vortragsbesuch eingeladen.

Priv.-Doz. Dr. Rudolf Karl Zahn unternahm mit drei Mitarbeitern eine wissenschaftliche Exkursion nach Rovinj, Jugoslawien.

Prof. Dr. Theodor Adorno wurde zur Vorträgen über die Tätigkeit des Instituts für Sozialforschung in Wien, Graz und Linz eingeladen. Ebenfalls wurde er von der Sorbonne in Paris gebeten, dort einige Vorlesungen und Seminare zu halten.

Prof. Dr. Ratje Mügge nahm an einer wissenschaftlichen Tagung in Asti (Piemonte) in Italien teil und hielt dort einen Vortrag.

Prof. Dr. Arnold Münster wird an dem Symposium „The Physical Chemistry of Metallic Solutions and Intermetallic Compounds" des Naturwissenschaftlich-Physikalischen Laboratoriums Teddington teilnehmen und dort einen Vortrag halten. Ferner wird Prof. Münster einer Einladung der Sorbonne, Institut für Physikalische Chemie, Folge leisten und in Paris einen Vortrag halten.

Photodruck
preisgünstig für alle Drucksachen.
Dissertationsdruck.
Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47 Tel. 77441

Priv.-Doz. Dr. Hans Ludwig Schläfer folgte einer Einladung zur Teilnahme an der Jubiläumskonferenz des Vereins Ungarischer Chemiker.

Prof. Dr. Hans Scherpner wird an der in Genf stattfindenden Sitzung des Exekutivkomitees des Internationalen Sozialdienstes teilnehmen.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste

Sonntags, 8.30 Uhr: Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses, Jügelstraße 1. Beginn: Sonntag, den 4. Mai.

Dienstag, 7.30 Uhr: Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses: Beginn: Dienstag, den 13. Mai.

Mittwochs, 7.00 Uhr: Missa für Mediziner in der Rektoratskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7. Beginn: Mittwoch, den 14. Mai.

Donnerstags, 19.15 Uhr: Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses. Beginn: Donnerstag, den 8. Mai.

Montag, 9. Juni: Laientheologie für Hörer aller Fakultäten (Studentische Glaubensschule) „Der wirkliche und lebendige Gott". Referent: Prof. Dr. Alois Grillmeier SJ, St. Georgen. 20.00 Uhr c. t., Großer Klubraum des Studentenhauses.

Mittwoch, 11. Juni: Medizinischer Arbeitskreis, „Erfahrungen der Tiefenpsychologie". Referent: PD DDr. Albert Görres, Mainz/Frankfurt. 20.00 Uhr, Großer Klubraum des Studentenhauses.

Jahrzehntelang
der Universität Frankfurt am Main
verbunden steht Ihnen immer das
Haus der Bücher
Gegründet: 1909
PETER NAACHER
FRANKFURT AM MAIN
Steinweg 3 (An der Hauptwache)
mit seiner
Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Backenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)
Telefon 68 76 44, 2 66 41
für Ihre Bücherwünsche zur Verfügung.
Unterrichten Sie sich bitte unverbindlich über Ihre Studienliteratur

Freitag, 13. Juni: Studentinnenabend bei Frau Prof. Royen, Frankfurt-Ginnheim, An den drei Brunnen 7, „Maria, Urbild der Kirche". Referent: Prof. Dr. Otto Semmelroth, SJ, 20.00 Uhr (Treffpunkt: 19.30 Uhr, Eingang des Studentenhauses, Jügelstraße).

Montag, 16 Juni, 20.00 Uhr: Öffentlicher Vortrag in der Aula der Universität, „Macht und Ohnmacht der Religion". Referent: Professor Dr. Bernhard Häring, Gars (Inn).

Dienstag, 17. Juni: Fahrt der ausländischen Studenten nach Seligenstadt und Aschaffenburg. Anmeldung bis 14. Juni im Sekretariat der Katholischen Studentengemeinde, Studentenhaus, Jügelstraße 1, Zimmer 34.

HALLO Wach macht munter
überall in Apoth. + Drog.

Freitag, 20. Juni, 20.00 Uhr: Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhauses. „Die religiöse Welt des Judentums". Referent: Prof. Dr. Josef M. Nielen, Frankfurt.

Montag, 23. Juni, 20.00 Uhr c. t.: Laientheologie für Hörer aller Fakultäten („Studentische Glaubensschule") im Großen Klubraum des Studentenhauses. „Die Situation des Menschen und der Welt vor dem Evangelium". Referent: Prof. Dr. Alois Grillmeier SJ, St. Georgen.

Dienstag, 24. Juni, 19.30 Uhr: Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft im Kleinen Klubraum des Studentenhauses. Semesterthema: „Die Lehre von Sünde und Gnade". Leitung: die beiden Studentenpfarrer.

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste

jeden Sonntag 10 Uhr in der Kapelle des Studentenhauses.

Hochschulabende

jeweils 19.15 Uhr in der Kapelle des Studentenhauses.

Mittwoch, 18. Juni: „Der Heilsplan Gottes"
Mittwoch, 25. Juni: „Die Heiden und die Christen"
Mittwoch, 2. Juli: „Die Sakramente"
Mittwoch, 9. Juli: „Die Heiligung"
Mittwoch, 23. Juli: „Himmel und Hölle".

Sonstige Veranstaltungen:

Ost-West-Klub: Für ehemalige Studenten aus der DDR Freitag, 11. Juli, 20 Uhr, Mensa II, Gesellschaftsabend mit Tanz.

Evgl.-Katholische Arbeitsgemeinschaft: Dienstag, 24. Juni und 15. Juli, 19.30 Uhr, kleiner Klubraum, „Die Lehre von der Gnade".

Offene Abende des Studentenpfarrers: Montag, 16. Juni, 19.15 Uhr, großer Klubraum. Donnerstag, 24. Juli, 19.15 Uhr, kleiner Klubraum.

Ausländerabend: Freitag, 18. Juli, 20 Uhr, Raum 107 des Studentenhauses.

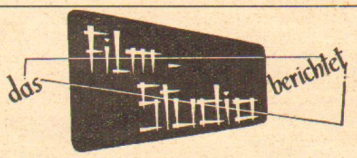
VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Einzelmitglieder

Heinrich Schulz, Frankfurt am Main, Schreyerstraße 11
Dr. Hans Brüning, Frankfurt am Main, Frauenlobstraße 23
Friedrich Alex. von Bernus, Frankfurt am Main, Fritz-Tarnow-Straße 42
Kurt Frhr. von Gleichen, Frankfurt am Main, Sachsenhäuser Landwehrweg 107

Neue Firmenmitglieder

Foto — Koch z. Hd. Herrn Hans Koch, Frankfurt am Main, Kaiserstraße 26
Direktor Berthold Gamer, Oberursel/Ts., Hans-Thoma-Straße 6



Mittwoch, 18. Juni
Donnerstag, 19. Juni 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Le Café du Cadran (Originalfassung)
(Café Cadran)
J. Gehret, 1947

Mittwoch, 25. Juni
Donnerstag, 26, Juni 14.00, 16.15, 18.30, 21,00 Uhr

Ein Mann auf den Schienen (Originalfassung)
(Czelowiek na torze)
Andrzey Munk, 1955

Mittwoch, 2. Juli
Donnerstag, 3. Juli 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Halleluya (Originalfassung)
(Hallelujah)

Der Fackelzug

Vier- bis fünfhundert wiso-Studenten hatten sich am 9. Mai bei Einbruch der Dunkelheit am Eisernen Steg versammelt. Drohende Regenwolken hingen über den Akteuren und erst der Auftritt der Trachtenkapelle (original Frankfurter Bayern) ließ auch die Mienen der Mißtrauischen etwas erhellen; es wird ja soviel demonstriert heutzutage . . .

Erstes Ziel des Zuges war die Wohnung von Prof. Neumark. Dort, in der Fischergasse, staute sich der Zug. Nach dem immer noch „modernen" gaudeamus igitur sprach der Vorsitzende der Fachschaft, Richter, Worte der Begrüßung und überreichte ein kleines Erinnerungsgeschenk. Prof. Neumark dankte für die Ehrung durch die Studentenschaft, die ihm die Richtigkeit seines

Beschlusses, die Frankfurter Universität nicht zu verlassen, bestätigt habe.

Auf dem Weg zur Wohnung des zweiten zu Ehrenden war aus dem Gehen mehr ein Waten geworden. Stärker und stärker prasselte der Regen, und Prof. Hagenmüller mußte sein Ehrengeschenk schon fest an sich drücken, damit aus dem Jägerbuch nicht unfreiwillig ein wäßriger Anglerroman wurde. Ausdauer und Begeisterung der Studenten waren einer harten Probe ausgesetzt. Der Regen klatschte immer heftiger. Die Dankesworte von Prof. Hagenmüller fielen deshalb kürzer aus als beabsichtigt: Vor allem wünsche er sich auch weiterhin einen guten Kontakt zur Studentenschaft. Diese enge Bindung habe ihn auch bewogen, in Frankfurt zu bleiben.

Anschließend gab es Freibier und Weißwürste in den Mensen im Studentenhaus. Dem Vernehmen nach sollen mehrere hundert Liter Gerstensaft ungefähr ein Gleichgewicht zur äußeren Feuchtigkeit hergestellt haben.

Text und Bilder: Werner Hofmann

C. SCHAPER
KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL
FRANKFURT A. M.
JORDANSTRASSE 33 · FERNRUF 774485

Ebert-Küchenhoff-Meiß
DAS AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT
begründet von Dr. EUGEN EBERT
15. Auflage
Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse
Das Werk erscheint in 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden.
Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.
VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39 A

Die beiden nachfolgenden Besprechungen sind den Neuerscheinungen der diesjährigen Serie der „Bibliothek Suhrkamp" gewidmet. Wir meinen, daß die Jahresserie 1958, besonders gut gelungen, paradigmatisch stehen kann für dies Verlagsunternehmen. Außer Adorno und Anderson, die unten gewürdigt werden, erschienen soeben: Hermann Hesse: „Klein und Wagner", Erzählung; Rudolf Alexander Schröder: Shakespeares „Sturm"; Harold Nicolson: „Die Kunst der Biographie und andere Essays"; Julien Green: „Der andere Schlaf".

Die Viermarkachtzig, die für einen Band der „Bibliothek Suhrkamp" anzulegen sind, werden allemal gut angelegt. Das Profil dieser Reihe ist ein interessanteres, geistigeres, als ihre Zugehörigkeit zur Mittelklasse (hinsichtlich des Preises) vermuten läßt. Sie ist in der Tat eine Bibliothek im besten Sinne des Wortes; die Auswahl verrät jene Kennerschaft, die den Hang zur kompletten Büchersammlung verschmäht und auf einen Leser zielt, der mit Büchern lebt. Der beträchtliche Anteil essayistischer Literatur spricht beredt dafür. Aus den bisher acht Serien zu je sechs Bänden nennen wir noch einmal die bemerkenswertesten Editionen: Herbert Read: „Wurzelgrund der Kunst"; Paul Valéry: „Tanz, Zeichnung und Degas"; Max Frisch: „Bin oder die Reise nach Peking"; Günter Eich: „Träume"; Walter Benjamin: „Einbahnstraße"; Ernst Robert Curtius: „Marcel Proust"; Oskar Loerke: „Anton Bruckner"; Ezra Pound: „ABC des Lesens"; Bertolt Brecht: „Schriften zum Theater".

(Die Redaktion)

NOTEN MIT TAKT

Der Titel weckt bei jedem, der einmal die Schulbank gedrückt, Reminiszenzen. Nicht unbedingt angenehme. Noten erteilte einer der Autorität und, nachträglich sei's zugegeben, meist auch die Kompetenz dazu besaß, wem sie erteilt wurden, der mußte sich wohl oder übel darein schicken und tat es gewöhnlich mit den guten Vorsätzen eines schlechten Gewissens. Auch die Noten, die Adorno in seinen neun Essays erteilt, wollen ein schlechtes Gewissen wecken. Er zensiert nicht so sehr die Literatur selbst als unsere bequemen Adaptionsschemata, unsere sei's schnuddelige, sei's starr akademische Attitude gegenüber der literarischen Tradition. „Die Beziehung zur geistigen Vergangenheit in der falsch auferstandenen Kultur ist vergiftet ... An dem avancierten Bewußtsein wäre es, das Verhältnis zum Vergangenen zu korrigieren, nicht indem der Bruch beschönigt wird, sondern indem man dem Vergänglichen am Vergangenen das Gegenwärtige abzwingt und keine Tradition unterstellt."

So in dem Aufsatz **Zum Gedächtnis Eichendorffs,** von den vielen Beiträgen zum hundertsten Todestag des Dichters der einzig wirklich interessante und formidable, der es aus der Perspektive eines „mit der Kraft des Gestern gesättigten Jetzt" unternimmt, Eichendorff „erkennend vor Freunden und Feinden zu retten". Dessen Lyrik verleiht erstmalig den Bruchstücken der lingua mortua, den abgegriffenen poetischen Versatzstücken der Romantik, Ausdruckskraft, eine allegorische Ausdruckskraft, die aus den zu Dingen erstarrten Gefühlen und Erfahrungen sie selbst transzendierende Bedeutungen freigibt. „Dieser Augenblick des Aufblitzens einer gleichsam noch in sich erzitternden Dingwelt erklärt wohl in einigem Maß das Unverwelkliche am Welken Eichendorffs." Doch bilden die allegorischen Momente nur das Medium seiner Dichtung, die Bilder und Bedeutungen sind, zusammen mit dem lyrischen Ich, dem Untergang im Gedicht überantwortet. „Rauschen" ist das Lieblingswort Eichendorffs. „Zum Rauschen macht sich das Subjekt selber: zur Sprache, überdauernd bloß im Verhallen wie diese. Der Akt der Versprachlichung des Menschen ... bildet der Sprache den Ausdruck von Natur ein und transfiguriert ihre Bewegung ins Leben noch einmal." Das Rauschen aber, seinerseits allegorischen Charakters, ist nicht von der Natur getragen, sondern von der alle Bedeutungen kaschierenden Sprache. „Sie ahmt Rauschen und einsame Natur nach. Damit drückt sie eine Entfremdung aus, die kein Gedanke, sondern nur noch der reine Laut überbrückt ... Erst die abgeschiedenen Worte sind, von Eichendorffs Munde gesprochen, zur Natur zurückgekehrt."

Auch für die Lyrik Heines, die das romantische Erbe zu Markte trug, um es in der Entfremdung Erfahrung werden zu lassen, für die **Wunde Heine,** die sich erst schließen wird „in einer Gesellschaft, welche die Versöhnung vollbrachte", gilt, daß wir ihr allein in der reflektierten Erinnerung Genüge tun können. Den Weg dazu, die Insistenz gegenüber der lyrischen Sprache als Ausdruck von gesellschaftlichen Antagonismen, zeigt Adorno in dem theoretisch durchkomponierten und äußerst konzisen Essay **Lyrik und Gesellschaft.** Nicht als Demonstrationsobjekte soziologischer Thesen sollen die lyrischen Gebilde mißbraucht werden, vielmehr soll ihre Beziehung auf Gesellschaftliches tiefer in sie hineinführen. „Denn der Gehalt eines Gedichts ist nicht bloß der Ausdruck individueller Regungen und Erfahrungen. Sondern diese werden überhaupt erst dann künstlerisch, wenn sie, gerade vermöge der Spezifikation ihres ästhetischen Geformtseins, Anteil am Allgemeinen gewinnen." Da die Forderung nach lyrischer Unmittelbarkeit selbst gesellschaftlich ist, aber einzig die Sprache Lyrik und Gesellschaft vermitteln kann, erfüllt Lyrik sich am höchsten dort, wo „das Subjekt, ohne Rest von bloßem Stoff, in der Sprache tönt, bis Sprache selber laut wird". Verifiziert wird das in exemplarischer Weise an Gedichten von Mörike und George. Gleichwohl wünscht man sich — angesichts derer, die im Namen des Seins die Sprache für sich pachten, um dann Dichtung zu zerschwatzen — eine noch differenziertere Darstellung von Adornos Sprachtheorie, zumal im Hinblick auf die moderne Dichtung, die den zum Extrem gesteigerten „Widerspruch der poetischen Sprache zur kommunikativen" aushalten muß.

Über epische Naivetät reflektiert ein bisher unveröffentlichter Text aus dem Komplex der „Dialektik der Aufklärung", deren Thematik hier nochmals, en miniature sozusagen, aufleuchtet. Die epische Naivität, die nicht Gewinn ist, als den man sie zu buchen pflegt, sondern der Preis für ihre Kritik an der bürgerlichen Vernunft, „hält jene Möglichkeit von Erfahrung fest, welche zerstört wird von der bürgerlichen Vernunft, die sie gerade zu beschwören vorgibt". Gelingt der epischen Rede durch Mimesis an den Mythos nochmals das Bild, die „Figur objektiven Sinnes, die aus der Negation von subjektiv vernünftigem Sinn aufsteigt", so findet sie wohl ihre letzte geschichtliche Stufe in den „negativen Epopöen" unseres Jahrhunderts, „in denen die entfesselte Subjektivität aus der eigenen Schwerkraft in ihr Gegenteil übergeht", wie Adorno in dem Essay über den **Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman** sagt. Die Entwicklung des modernen Romans ist die Konsequenz der epischen Form selbst; ihr Bestreben, „nichts Gegenständliches darzustellen, als was sich ganz und gar füllen läßt, hebt schließlich die epische Grundkategorie der Gegenständlichkeit auf". Mit ihr die der ästhetischen Distanz. Dadurch wird die Differenz zwischen Realem und Imago aufgehoben; die andrängende „Flut geschichtlicher Urbilder" bereitet sich eine zweite Sprache, „vielfach aus dem Abhub der ersten destilliert, eine zerfallene assoziative Dingsprache". Ihrer bedient sich auch der Surrealismus. Seine Montagen, wahrhaft natures mortes, zusammenkomponiert aus dem im Unbewußten abgelagerten Bilderschatz des späten 19. Jahrhunderts, stellen den Versuch dar, „durch Explosionen Kindheitserinnerungen aufzudecken", wie es in der dem Gegenstand adäquat ganz assoziativ gehaltenen, gleichwohl dauernd zu detaillierter Theorie drängenden Skizze **Rückblickend auf den Surrealismus** heißt. Hier wird endlich einmal aufgeräumt mit dem Klischee von der engen Beziehung der Collages und automatischen Texte zum Traum, das, seit die Surrealisten es selbst ins Leben gesetzt haben, durch zahllose Essays geschleppt wurde. „Das Subjekt, das im Surrealismus weit offener und ungehemmter am Werk ist als in den Träumen, wendet seine Energie gerade an seine Selbstauslöschung, zu der es im Traum keiner Energie bedarf; dadurch aber gerät alles gleichsam objektiver als im Traum." Die imagines, die erbeutet werden, sind keine invarianten des unbewußten Subjekts, sondern geschichtliche, in welchen das Subjekt der ihm durch Geschichte diktierten Versagung inne wird. „Der Surrealismus sammelt ein, was die Sachlichkeit den Menschen versagt." Man könnte den Surrealismus, „wo Kunst an der Kunst rüttelt", als Antithese zu der ästhetischen Konzeption Valérys bezeichnen, insofern er allein in der Negativität die „Treue zum möglichen Bilde vom Menschen" bewahrt, die Valérys Begriff von Kunst den zu bloßen Empfangsapparaten reduzierten und der Barbarei ausgelieferten Menschen entgegenhält. Ihm, „dem berüchtigten Artisten und Ästheten", der auf der Formimmanenz des Kunstwerks beharrt, fällt ein tieferes Wissen von den historischen Veränderungen und dem gesellschaftlichen Wesen der Kunst zu als den heute so rührigen Lobrednern des Engagement. „Denn die Theorie vom engagierten Kunstwerk ... setzt sich über die in der Tauschgesellschaft unabdingbar herrschende Tatsache der Entfremdung zwischen den Menschen sowohl wie zwischen dem objektiven Geist und der Gesellschaft, die er ausdrückt und richtet, umstandslos hinweg. Sie will, daß die Kunst unmittelbar zu den Menschen spreche, als ließe sich in einer Welt universaler Vermittlung das Unmittelbare unmittelbar realisieren. Gerade damit aber degradiert sie Wort und Gestalt zum bloßen Mittel ..." Valéry, der **Artist als Statthalter,** setzt dem eine Konzeption von Kunst entgegen, die in ihrer Konsequenz „Kunst selbst übersteigen und sich erfüllen würde im richtigen Leben der Menschen".

Adornos Methode ist nicht die der philologischen Forminterpretation wie etwa bei Emil Staiger, der von einem literarischen Text alles Abteilbare und ästhetisch Indikable abzieht bis auf den Kern, den man nicht mehr „verstehen" kann und deshalb guten Gewissens als Geheimnis goutieren darf; für Adorno ist, was Deutung heischt, das Ganze, das in jedem Einzelmoment sich verbirgt. Texte sind ihm Kryptogramme, er entziffert sie in ihren enigmatischen Details: in einer Partikel bei Homer, einem „gar" bei George, der gelungen archaischen Anrufung der Muse bei Mörike, der genial falschen Eichendorff-Metapher von den Bächlein, die „her und hin" rauschen; selbst auf **Satzzeichen** fällt sein insistierender Blick. Ihnen ist ein eigner, zwischen drôlerie und esprit balancierender, spekulativer Essay gewidmet. Selten seien Interpunktionen so tief der Gestalt verschworen wie bei Storm: „stumme Linien in die Vergangenheit, Falten auf der Stirn der Texte". Die Zeit, die sie einsprengen, hat „etwas vom Unheil des Naturzusammenhangs und von der Scham, daran zu rühren. So diskret versteckt sich der Mythos im 19. Jahrhundert; er sucht Unterschlupf in der Typographie".

Das Formprinzip Adornos, Ausdruck seiner dialektischen Methode, die mit der Spontaneität subjektiver Phantasie Wahrheitsgehalte als selber geschichtliche aufsucht, kann nur der Essay sein, der mit ästhetischer Stringenz Zäsuren legt. Adorno entwirft denn auch dessen Theorie in der großartigen, bisher unveröffentlichten Arbeit **Der Essay als Form,** der den Band einleitet: vielleicht die strengste Note, die der deutschen Literatur erteilt wird als einer essaylosen, essayfeindlichen. „In Deutschland reizt der Essay zur Abwehr, weil er an die Freiheit des Geistes mahnt." Peinlich in der Tat ist der Fingerzeig darauf, „was einer Kultur an Kultiviertheit mangelt, die historisch den homme de lettres kaum kennt" und jeden, „der deutet, anstatt hinzunehmen und einzuordnen", als Spintisierer verfemt ... (Die drei Punkte, sagt Adorno, „suggerieren die Unendlichkeit von Gedanken und Assoziationen, die eben der Schmock nicht hat, der sich darauf verlassen muß, durchs Schriftbild sie vorzuspiegeln". Seis drum. Noten.)

„Noten zum Text des Zeitalters" hieß der Untertitel der Anfang des 19. Jahrhunderts erschienenen kritischen Zeitschrift „Eumeniden", und ihr Motto: „Suche jeder, wen er reibe." Man muß nicht erst, wie Lessing einmal sagt, „jemand die Krätze geben, um ihn reiben zu können". Oft gilt es zu reiben, weil die Krätze fehlt. Oder der Essay, dessen innerstes Formprinzip, laut Adorno, die Ketzerei ist. Adornos Ketzereien reiben, aber sie reiben — um eine ihm wesentliche Kategorie auf ihn selbst anzuwenden — wenn nicht mit „metaphysischem Takt", so gewiß mit essayistischem.

K. M. Michel

Theodor W. Adorno: „Noten zur Literatur". Nr. 47 der „Bibliothek Suhrkamp". Frankfurt am Main 1958. 193 Seiten, kart., DM 4,80.

wenn müde-dann HALLO-Wach
überall in Apoth.+Drog.

Im Deutschen ein Roman

Sherwood Anderson, nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter Maxwell, und seine bedeutende munizipale case history „Winesburg, Ohio", präsentieren sich dem deutschen Publikum knapp 40 Jahre nach Erscheinen der amerikanischen Originalausgabe. Damals, kurze Zeit nach dem ersten Weltkrieg, beendete Andersons Buch, gemeinsam mit den Werken einiger anderer Autoren, eine schal und steril gewordene Periode der amerikanischen Literatur nach Dreiser und James. „Main Street" denunzierte den kantigen Kommerzialismus der amerikanischen Metropolen, „This Side of Paradise" emanzipierte die College-Tristesse des Mittelwestens und die flappers von neuenglischen Tabus, Anderson schließlich enthüllte in „Winesburg, Ohio", die Verwachsungen und den Schorf der amerikanischen Provinzseele, deren Konditionen innerhalb der klassenlosen rustikalen Gesellschaft nach Sezessionskrieg und vor Beginn der zunächst zaghaften Industrialisierung er jahrzehntelang beobachtet hatte: als Manager einer Farbenfabrik hatte er zudem Gelegenheit, die Transformation des white trash zum industriellen Proletariat zu bekunden.

Erst nachdem er seine Direktorenstellung durch eine weithin überzeugende, simulierte Dementia abgeschüttelt hatte — eine histrionische Vorstellung, die der amerikanischen Literatur eines ihrer größten Talente bescherte — kam Anderson als Vierziger zur Literatur. Von Ben Hecht und Theodore Dreiser ermutigt, verwandte er seine persönlichen Erfahrungen aus zahllosen Reisen und ständigem Domizil in Ohio zu einer psychoanalytisch fundierten Chronik der verkrampften Seelen, die, im Gegensatz zu den Sozialepen seines Mentors und Modells Dreiser, die ökonomischen Bedingungen innerhalb ihres Materials vernachlässigt und sich eher um die Revolte gegen die falsche Respektabilität der Unverdächtigen bemüht.

Anderson ist gern und oft mit D. H. Lawrence verglichen worden; nach der Publikation von „Winesburg" wurde er als ein phallischer Tschechow apostrophiert. Mit Lawrence gemeinsam war ihm das Aufbegehren gegen die sozialen Restriktionen einer der Industrialisierung verschriebenen Gesellschaft und die Betonung einer naturgegebenen moralischen Ordnung und der Verläßlichkeit der Instinkte, vornehmlich des Sexus.

Obwohl Anderson als Begründer des „Neuen Realismus" anerkannt wurde und als Pionier der neuen Richtung galt, konnte er innnerhalb der amerikanischen Literatur keine Schule begründen. Schon Hemingway rebellierte gegen Andersons vermeintliche Naivität, sein unkritisches Vertrauen in die Bonität der menschlichen Natur. Anderson hat denn auch weniger durch die in seinen Büchern vertretene emotionale Lage als durch seine an Stephen Crane orientierte Verwandlung der Short-Story-Form gewirkt. Tatsächlich sind die Stories in „Winesburg" von der Poeschen Definition der Short Story meilenweit entfernt; eine dem immobilen Material gemäße Stationiertheit bedarf nur der realistischen Zustandsbilder, ohne eine eigentliche Entwicklung. Obwohl zwischen den 24 Stories des Buches ein Zusammenhang allenfalls in Thema und Lokalität besteht — derer sieben fehlen in der deutschen Ausgabe — und die Kriterien des Romans als literarische Gattung gerade an diesem Werk Andersons unauffindbar sein müssen, hat der Verlag einem unsinnigen und verbreiteten deutschen Vorurteil Rechnung getragen, das da vermeint, die Short Story habe, wenn überhaupt, ihren Platz in den illustrierten Unterhaltungszeitschriften: Andersons „Winesburg, Ohio" (amerikanischer Untertitel: A Group of Tales of Ohio Small-Town Life) wird in der deutschen Übersetzung als „Roman um eine kleine Stadt" deklariert.

Benno Klapp

Sherwood Anderson: „Winesburg, Ohio". Nr. 44 der „Bibliothek Suhrkamp". Frankfurt am Main 1958. 194 Seiten, kart., DM 4,80.

Photokopien über Mikrofilm, schnell, sauber, preiswert, auch vergrößert oder verkleinert. Botendienst.
Die Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47

KUNSTHANDLUNG
Karl Vonderbank
VORM. TRITTLER
FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11
Gemälde · Aquarelle · Stiche
Reproduktionen
Einrahmungen in eigener Werkstätte

Mit dem kleinen Löffel in den Glaubenskrieg

Bertolt Brechts „Mutter Courage" im Frankfurter Schauspielhaus

Ihr Hauptleut, eure Leut marschieren
Euch ohne Wurst nicht in den Tod,
Laßt die Courage sie erst kurieren
Mit Wein von Leibs- und Geistesnot.
Kanonen auf die leeren Mägen,
Ihr Hauptleut, das ist nicht gesund.
Doch sind sie satt, habt meinen Segen
Und führt sie in den Höllenschlund.

Das Frühjahr kommt. Wach auf, du Christ!
Der Schnee schmilzt weg. Die Toten ruhn.
Und was noch nicht gestorben ist
Das macht sich auf die Socken nun.

Sie hat sich mit dem großen Krieg verschwägert, die Marketenderin Courage, und wird kaum gewahr, welch gefährliche Verwandtschaftsverhältnisse sie da unterhält. Ein gewaltiger, ein reicher Verwandter, gewiß, und großzügig, doch für die kleinen Leut nur in Schlägen, in Tod und Verderb. Mutter Courage glaubt vom Krieg zu leben, aber er lebt von ihr: er frißt ihre Kinder. Noch am Schluß, kinderlos geworden, sieht sie nicht, daß das Geschäft mit dem Krieg nur lohnt, wenn man „mit dem großen Löffel ißt", aktuell: wenn man in der Rüstungsindustrie sitzt. Auch in einem Glaubenskrieg, wie dem dreißigjährigen, aktuell: in einem möglichen Feldzug für die Idee des Abendlandes oder der Weltrevolution.

In der gleichen Richtung bewegen sie sich: die große Welt, der Krieg mit seinen Feldherrn und Schlachten und seinen Weichenstellern, dem Kaiser, dem schwedischen König, dem Papst und die kleine Welt des Marketenderwagens der Courage. Doch ihr Tempo ist verschieden. Brecht hat die Gabe, diese ungleiche Partnerschaft in grotesker Weise sinnfällig zu machen: Mutter Courage trocknet ihre Wäsche auf einer Kanone, und das Spruchband, das die fünfte Szene einleitet, teilt uns mit, daß im Jahre 1631 der Sieg Tillys bei Magdeburg den Verlust von vier Offiziershemden für die Händlerin mit sich brachte.

Krieg wie Geschäft brauchen ihre „Ordnung" um zu florieren („Frieden, das ist nur Schlamperei, erst der Krieg schafft Ordnung", weiß der Feldwebel). Diese Ordnung zu erhalten, bedarf es eines gewissen Kanons von Tugenden. Die Courage hat nicht versäumt, die löblichen Eigenschaften ihrer Kinder in diesem Sinne zu pflegen. Eilif, ihr ältester, ist tapfer, sein jüngerer Bruder Schweizerkas ist redlich und die stumme Kattrin hilfsbereit. Doch auch hier zeigt sich: der Löffel der kleinen Leut am Trog des Krieges ist zu klein. Diesmal nicht der Löffel der Wirtschaft, sondern der Taktik, der gewissenlosen Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit an die Lage. Ausmaß und Praxis dieser Tugenden sind dem Krieg nicht gewachsen: Wehe, wenn die Tugenden in ihrer braven Starrheit den sich windenden Zickzackkurs des Krieges hemmen! Dann führt die Redlichkeit des Schweizerkas, der die Regimentskasse retten will, zum Tod. Ebenso die Tapferkeit des Eilif, der nicht einsehen kann, daß in einer vorübergehenden, gleichsam versehentlichen Friedenszeit als Verbrechen gilt, wofür man im Krieg ausgezeichnet wird. Ebenso das Mitleid der Kattrin, die durch Trommeln die Stadt Halle warnt und rettet. Der großartige Salomosong mit seiner ma-non-troppo-Warnung („beneidenswert wer frei davon" — nämlich von allzu konsequenten Tugenden) ist da umsonst gesungen.

Mutter Courages ausgeprägter Erwerbssinn ist an diesen Ereignissen nicht unschuldig, doch sie verschließt ihre Augen vor der Einsicht, daß mit dem Krieg kein Geschäft zu machen sei. Unweise und unverändert zieht sie am Ende des Stückes mit ihrem Wagen von der Bühne wie sie am Anfang auftauchte.

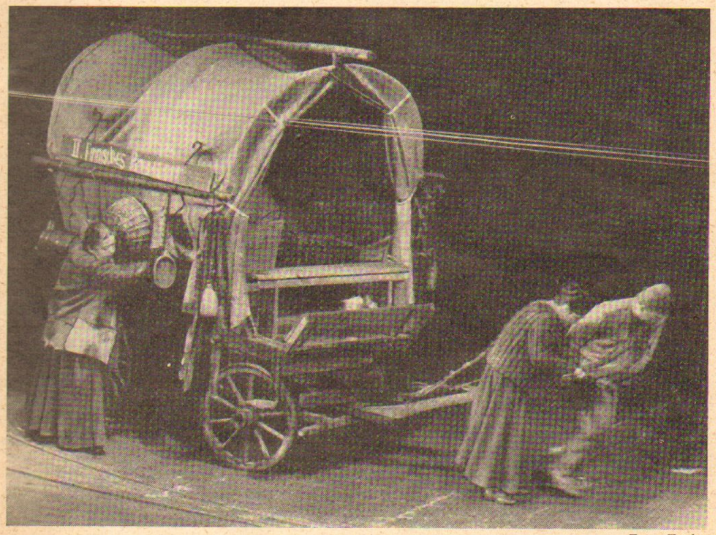


Foto: Englert

Wäre es nicht wirksamer für die Belehrung des Zuschauers, so fragte bei einer Diskussion Brechts Kollege Friedrich Wolf, Anhänger einer traditionelleren dramatischen Technik, wenn die Courage im Verlauf des Stückes eine innere Wandlung vollzöge von der Blindheit zur Einsicht, wenn sich aus dem Schluß ein expliziertes Fazit ergebe? Brecht antwortete, daß er mit Absicht die Courage aus den sie betreffenden Katastrophen nichts habe lernen lassen. „Das Stück ist 1938 geschrieben, als der Stückschreiber (so pflegte B. sich selbst zu nennen) einen großen Krieg voraussah: er war überzeugt, daß die Menschen ‚an und für sich' aus dem Unglück, das sie seiner Ansicht nach betreffen mußte, etwas lernen würden . . . Sie werden bestätigen, daß der Stückschreiber da Realist war. Wenn jedoch die Courage weiter nichts lernt — das Publikum kann, meiner Ansicht nach, dennoch etwas lernen, sie betrachtend." Die Lektüre des Stückes bestätigt diese Ansicht des Autors: Mutter Courages Verhalten bietet genügend Ansätze zur Kritik, doch, wie auch bei manchen anderen Figuren Brechts, die ein abschreckendes Beispiel geben sollen, z. B. der Gutsbesitzer Puntila, ist auch in die Mutter Courage ein hübsches Quantum Wohlwollens — ihres Erzeugers — investiert. Die Gefahr besteht, daß ihre Menschlichkeit, ihre Bauernschläue und ihr Witz ihre Mängel und falschen Reaktionen überspielen und damit den Zuschauer, der ihre witzigen Halbeinsichten für Ganzeinsichten hält, zur Identifikation einlädt. Diese Gefahr zu bannen, die Akzente richtig zu setzen, ist nun Aufgabe der von Brecht so ungeheuer wichtig genommenen Regie. Der Frankfurter Inszenierung (Harry Buckwitz) ist dies nur unvollkommen gelungen. Sie bot zwar ein großartiges, theatralisch durchgefeiltes Ereignis, in dessen Zentrum die vorzügliche Frau und Artistin Therese Giehse stand, doch der bittere Brecht, der Kämpfer gegen den Krieg, gegen seine Anstifter und seine Mitläufer, war zu sehr gedämpft. Das Harte unterlag. Vordrängte sich die Folklore, das Vergnügen am bunten Geschehen, das Atmosphärische, die interessanten Charaktere, das „Menschliche". Gewiß — das ist alles in Brechts sehr lebendiger Chronik vorhanden und es soll beileibe nicht einem asketischen Bühnenpuritanismus das Wort gesprochen werden, doch die Härte des Angriffs und die Schärfe der Analyse dürfen dadurch nicht verwischt werden. Diese Härte war da in Theo Ottos Bühnenbild, im Song von der großen Kapitulation, im Anfangsdialog zwischen Werber und Feldwebel, in Kattrins Trommelszene. Jedoch aufs ganze gesehen leider nur sporadisch.

V. K.

ERINNERN: ERNST LUDWIG KIRCHNER

Einer der größten Inauguratoren des malerischen Expressionismus in Deutschland wählte 1938, am 15. Juni, den Freitod; die geistige und politische Entwicklung der letzten Vorkriegsjahre ließ ihn — übersensibler Künstler, der er war — keinen andern Ausweg finden. Der Bildersturm über die „Entarteten" ging auch über ihn hinweg: mehr als 600 seiner Werke wurden konfisziert.

Es ist zu erinnern an Kirchners Hinterlassenschaft, ein Riesen-Oeuvre, an dem die Graphik den größten Anteil hat. Der hier wiedergegebene Holzschnitt „Das Stiftsfräulein im Garten" (1912) — er stammt aus der Illustrations-Serie zu Döblins „Das Stiftsfräulein und der Tod" — mag Eindruck geben von der groben, gewollten Primitivität dieses meist zu zweidimensionaler Wirkung drängenden graphischen Werkes. Sein Zug zum Barbaresken berührt sich unmittelbar mit gleichen dekorativen Formtendenzen beim jungen Matisse, bei Gauguin und gar Lautrec, dessen Vorliebe für das Flitterleben der Zirkus- und Artistenwelt Kirchner teilt. Ungenannt kann auch der Einfluß Munchs, Cezannes und van Goghs nicht bleiben, die den Weg zu einer anti-impressionistischen Malerei wiesen.

Zu erinnern ist an die „Brücke", jene Künstlergemeinschaft, die 1905 in Dresden von den Architekturstudenten und Autodidakten der Malerei Kirchner, Bleyl, Heckel und Schmidt-Rottluff gegründet wurde. Ein „Brücke"-Stil, der mehr Verbindendes als Trennendes zwischen den Malern offenbarte, charakterisiert die ersten Ausstellungen, vom philisternden Publikum natürlich verhöhnt. „Brücke" schlug zurück: der Titel der heute verschollenen Streitschrift gegen blindwütende Bürger war: „Odi profanum volgus".

Kirchners, des Aschaffenburger Ingenieursohns Beitrag zur Kunst der Brücke und des deutschen Expressionismus allgemein, ist der des großen Anregers. Vom Akademismus wenig angekränkelt, war er es, der zuerst den bedeutenden Einbruch ozeanischer und afrikanischer Kunst vermittelte, zur nämlichen Zeit, als die französischen „Fauves" jene Primitiven für sich entdeckten.

Kirchner — das wurde nach 1913 deutlich, als der individuelle Stil der Brückemaler die idealistisch-getönte Gemeinschaft zersprengte — war der einzige, der zeitlebens konsequenter Expressionist blieb. 1950 wurde ein Teil des grandiosen Werkes noch einmal im Basler Kunstmuseum gezeigt, bevor es in alle Welt sich zerstreute. Man ist dankbar dafür, daß es heute schon bedeutende Publikationen gibt, die das Verstreute wieder zusammenfassen. Die wichtigsten Neuerscheinungen der letzten Jahre: Ernst Ludwig Kirchner: „Holzschnitte", Buchheim Verlag, Feldafing 1954; Lothar-Günther Buchheim: „Die Künstlergemeinschaft Brücke", Buchheim Verlag, Feldafing 1956, sowie das ebenso monumentale Werk von Bernard S. Myers: „Malerei des Expressionismus", Verlag M. DuMont Schauburg, Köln 1957. Dem Buchheim Verlag ist für die Genehmigung zum Abdruck des nebenstehenden Holzschnitts zu danken. Die Redaktion

foto WAGNER wenn es auf Qualität ankommt
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657

„Moderner Buch-Club" — die Vorteile der Buchgemeinschaft jetzt auch für aktuelle Problem-Literatur. Beachten Sie bitte den beiliegenden ausführlichen Prospekt.

Todd-K.O.-Verfahren

Uns geht es um das neue Verfahren: Todd A.O., CinemaScope-Film in Technicolor. Der Vorfilm, welcher speziell dafür gedreht wurde, die neuen technischen Wunder dieses Verfahrens vorzuführen, gibt ausgezeichneten Einblick. Fahrt auf der Achterbahn: Gefühl des Schwindels beim Auf und Ab, Augenzumachen bei der Talfahrt, Kreischen der Räder, der Mitfahrer, der Rummelplatzbesucher. Der Kopf brummt, die Räder quietschen . . . wir sitzen im Orchestersessel. Verfolgung eines Verkehrssünders auf dem Motorrad einer Polizeistreife: die Landschaft saust vorbei, Kurvenlage, die Straße liegt quer, jetzt fliegt das Motorrad aus der Kurve . . . Glück gehabt, nun kommt beim Überholen ein Auto von vorn, wir kommen nicht mehr vorbei . . . gerade noch ausgebogen, aus der Seitenstraße biegt ein Laster, es ist zu spät. Bremsen quietschen, das Gespenst steht vor uns, ein Riesenkrach, alles ist aus . . . wir sitzen im Orchestersessel.

Bei diesem Verfahren ist die Perfektion in Bezug auf realistisches Miterleben gefunden. Der Zuschauer fiebert, bangt und kreischt nach dem Befehl der Kamera. Nun könnte man sich mit der Bemerkung zufriedengeben: wie herrlich weit hat es die Technik gebracht. Damit macht man es sich aber genauso zu einfach wie mit dem schon stereotyp wirkenden Angstgezeter über die Macht der Maschinerie. Der Film ist ein bestimmter Funktionsträger in der Gesellschaft. Die von ihm erwarteten Dienste sind nicht starr festgelegt, sondern sind in einer Wechselbeziehung mit der Gesellschaft in einem steten Wandel begriffen. Aus dieser Bewegung, ergänzen, antreiben, weitertreiben, in der die Gesellschaft mit ihren Funktionsträgern steht, ist auch die Entwicklung im Film zu sehen. (Die Konkurrenzstellung zum Fernsehen oder der sich scheinbar selbst erklärende technischen Fortentwicklung genügen als Erklärung kaum.) Was ist neu am Todd A.O. Verfahren? Der Mensch wird mitten ins Geschehen gezerrt. Ihm wird ein Erleben vermittelt, das jenes der Wirklichkeit an Intensität um vieles übersteigt. Einmal eingefangen im Kino gibt es kein Entfleuchen mehr. Kein Nebengedanke wird gestattet, kein Abschalten. Das zwangslose, freiwillige Gefängnis ist geschaffen. Bedeutet dies zuletzt nicht, daß die Gesellschaft hier einen Platz gefunden hat, der schmerzlos jeden zu jeder Zeit für bestimmte Zeit betäubt, d. h. darüber hinweg hilft? Das Geschehen auf der Leinwand steht dem Zuschauer nicht als etwas Fremdes, Äußeres gegenüber, es ist er selbst geworden, es personifiziert sich mit ihm, er personifiziert sich mit ihm, eine Einheit ist geschaffen. Der Konsument wird gleichzeitig zum Produzenten, allerdings zum kontrollierten, zum gesteuerten.

Das Klagen über dies Teufelswerk, welches eine Identität von Mensch und Maschine schafft, mit dem Vorzeichen der letzteren, ist nutzlos. Der reibungslose Ablauf fordert seinen Tribut. Ventile und Betäubungsmittel sind notwendig. Kritik muß Wirkungsvoll, nicht bei den ausführenden Organen, sondern bei den Urhebern ansetzen, bei der gesamten heutigen Gesellschaft.

Michael Schumann

Richard Wolf

Vier Bewegungen *werden geschildert*

I

Die erste Bewegung ist die meiner linken Hand; sie ist leicht zu beschreiben, aber gerade das macht ihre Gefahr aus, leicht zu Beschreibendes ist gewöhnlich schlecht beschrieben. Also: energisches Spreizen der Finger, wobei in einem langsamen, jedoch rhythmischen Gleiten kleiner Finger und Daumen sich gegeneinander neigen. Kurz darauf die überraschende Wendung: die Handfläche schnellt herum und bietet sich, indem ich sie zur gleichen Zeit einen federnden Stoß nach vorn ausführen lasse, Sekunden den Augen der Betrachter dar, die hier freilich nur gedacht sind, also keinerlei ökonomischen Wert besitzen; hier, wie gesagt, denn in Wirklichkeit nehmen sie natürlich eine ganz außerordentliche — wenn auch entbehrliche — Position ein. Ein mir Gegenüberstehender bereitet mir nun folgendes Vergnügen: ihrer Bewegung muß ich entnehmen, daß sie etwas ganz Unglaubliches im Schilde führen, bemerkt er und entgleitet meinem Blick. Seine fernen Schreie finden mein Ohr wie einer Geigenmusik entgegenlauschend. Man könnte diese Bewegung die raum- oder distanzschaffende nennen. Ich habe sie herzlich gern.

II

Diese kann ich nicht anders bezeichnen, als die Bewegung unter der Epidermis. Eine Ratte, glaube ich, befindet sich dort auf der Jagd nach Nahrung. Die Behauptung leuchtet ein, wenn man sich vorstellt, wo überall man dieses Tier schon angetroffen hat (es führte zu weit, wollte ich das anfügen, wo es mir doch um die Bewegung selbst geht; übrigens existieren Bücher, in denen man nachschlagen möge). Rundheraus muß gesagt werden: hier hört meine Tierfreundschaft auf — daran wird man kaum Anstoß nehmen. Anstoß nehmen aber wird man an der Belästigung durch Tiere, wenn sie von dieser Seite kommt, von innen, unter der Epidermis her. Man trägt sie also ständig mit sich herum. Als wenn es nur das wäre, so ein Ungeziefer braucht einen Auslauf (es durcheilt dreißigmal am Tage alle Windungen des Darmes — vielleicht auf der Suche nach einem Gefährten, wer will das wissen. Ich. Ich weiß es, schließlich macht man ja seine Erfahrungen); so ein Ungeziefer hat seine Eitelkeiten, seine kleinen Gebräuche — sie würden sich wundern — (z. B. das Wetzen der Schnauze an meiner Bauchspeicheldrüse, oder das stundenlange regungslose Verharren auf einer Stelle — anfangs bildete ich mir dann ein, alles Bisherige sei nur Täuschung gewesen — um ohne Vorbereitung, ohne einleitende Geste eine Anzahl phantastischer Sprünge gewissermaßen zu zelebrieren, eine gar zu unglückliche Veranlagung). Ernsthaft beschäftigt mich seit Tagen der Gedanke, daß ich selbst unter der Haut eines ungeheuer großen — verzweifelten — Mannes die Ratte bin: auf der Suche nach einem Gefährten.

III

Herr E . . . d, der Name tut hier nichts zur Sache, hatte ein wenig die Gitarre spielen gelernt. Und wie so oft sich die Wirkung einer Ursache erst Jahre später einstellt, so auch in diesem Falle, indem sich die Familie E.'s plötzlich mit dessen Neigung auseinanderzusetzen hatte. Er sei, so sagte dieser, nun keinesfalls mehr . . . (und hier folgt in umständlicher, jedenfalls unnützer Genauigkeit die Beschreibung seines bisherigen Berufes, der uns wenig, wenn nicht gar nicht interessiert und deshalb hier nicht genannt werden wird), das sei er also keinesfalls mehr, sondern vielmehr Gitarrenspieler, zog sich den bescheidenen Bürorock über, der ihm schon als Kontorist aus einem groben, schwarzen Stoff angefertigt worden war, hie und da durch eine Art Ausbesserung wieder verjüngt und begab sich, das Instrument in der zitternden, aber entschlossenen Hand, an den ihm zugewiesenen Platz, wobei er ein Schild zu seiner Linken anzubringen nicht vergaß, auf dem eine Anzahl magerer Buchstaben etwa den Wortlaut: HIER SPIELT HERR E. DIE GITARRE oder: HERR E. SPIELT HIER DIE GITARRE oder: HIER SPIELT HERR E. DIE GITARRE, ergaben, eine an sich unwesentliche Inschrift, die hier nur der Vollständigkeit halber wiederholt wird.

Diese vorbereitende Erklärung war nötig, um sich nun ohne weitere Verzögerung meine dritte Bewegung ausführen zu lassen: die Bewegung meines Herzens; denn eine solche kenne ich in den frühen Nachmittagsstunden, die mit ihrer Schwüle, ihren Schweißbädern mir Atembeschwerden verursachen und meinem Herzen sowieso etwas zusetzen. Immer an der gleichen Stelle des Trottoirs erblicke ich dann den E., wie er für längere Zeit das Innere seines Hutes besieht. E., (sage ich) du spielst nicht? Nein mein Herr, (darauf er) ich bin so schwach. Aber Mann (ich), E., Mensch, (ich fasse ihn unter die Arme — das ist ein moralisches Gesetz, dem anderen unter die Arme zu fassen, das kenne ich genau — ich schüttele ihn etwas auf, richte ihm mit einem Klaps unter das Kinn das Gesicht, helfe ihm auf das Bein, nehme ihm den Hut aus der Hand, drücke ihn an den Schultern wieder auf seinen Platz zurück, ich tue alles, um ihn etwas zu ermuntern, stoße ihn mit Freundlichkeit gegen die Brust — er darauf fällt sogleich auf den Rücken, er mißversteht mich; ich ziehe ihn am Kragen wieder empor, richte ihm das Hemd, rücke seinen Rock zurecht, sein Kopf — wenn man so etwas Kopf nennen will — sein Kopf also fällt nach vorn; dieser Mensch scheint ohnmächtig zu sein. Ich beklatsche seine Wangen, mache Atemübungen; leichte Schläge mit der Handkante an die Halsschlagader, Boxhiebe unter das Herz, das regt die Blutzirkulation an, wie ich weiß: er rührt sich nicht; ich werde noch einen Versuch machen, zugegeben, es ist eine Art letztes Mittel; hilft nichts, ich muß es anwenden: vierzig, fünfzig energische Tritte in die Gürtelgegend, in die sogenannten Weichteile — gottlob, das bringt ihn zu sich. Ich umarme ihn vor Freude, er stöhnt an meiner Brust, er weint, wenn es mir auch die Bescheidenheit verbietet, meine Caritas so über die Maßen auszuschmücken, hier mein Zeuge weint über die gute Tat. Es gibt noch Erbarmen. Jetzt fühlt er es auch.) Bester E. (ich bin selbst etwas heißer vor Rührung), sie machen ja Sachen, nun nehmen sie mal an, ich wäre nicht in ihrer Nähe gewesen, oder nehmen sie lieber nicht an, das regt sie auf, hier, spielen sie sich und mir eins (ich reiche ihm die Gitarre; denn die Musik, fühle ich, wird ihn ganz wieder herstellen). Mit einer Stimme beginnt er, die feucht ist wie meine Wasserspülung, die ich jetzt zu ziehen eile, fassungslos vor Mitgefühl.

IV

Die vierte Bewegung ist absolut unbeschreiblich, obwohl ich sie natürlich recht gut beschreiben könnte; aber ich fürchte, daß sie mir dann unter den Händen zerrinnt. Eigentlich gibt es auch keine Worte dafür, oder es gibt doch welche, aber die liegen so weit, daß mir auf dem Weg zu ihnen der Atem ausgehen wird; wenn ich trotzdem eines erreiche, so weiß ich nicht mehr, wofür ich es verwenden wollte: ich betrachte es, beklopfe es von allen Seiten usw. — ein Wort, das seine Bestimmung verloren hat, macht mich im Grunde hilflos — schön, ich lasse es liegen und komme zurück. Eigentlich bin ich erst jetzt ganz sicher, daß diese Bewegung unbeschreiblich ist.

Hermann Piwitt

Ein Lebenslauf

„Im Einzelnen verfehlte er immer auf eine scharfsinnige Art das Rechte."

(Friedrich Schlegel)

Schon kurz nach der Geburt begann er zu altern; man gebar eine ganze Zeitlang ungeduldig an ihm herum, während er — „wer glaubt schon noch an Hebammen?" — die Anstrengungen kopfschüttelnd glossierte.

Als er dann doch eines andern belehrt wurde, war es zu spät. Zwar versuchte er anfangs die Versammlung durch hartnäckiges Schweigen über seine Existenz hinwegzutäuschen — rückgängig zu machen jedoch war da nichts. So machte er ihnen das Vergnügen und schrie; man sollte darüber beruhigt sein, daß es sich bei ihm um einen Säugling handelte.

Das Wachstum erkannte er sehr bald als Kriterium des Verfalls: „Man muß groß sein, um stürzen zu können", bemerkte er mit sieben an den Rand seiner Fibel. Mit zwölf zeigten sich erste Symptome von Fäulnis an den Zähnen; er beschränkte allerdings auch weiterhin das abendliche Putzen auf's Gurgeln und erhielt sich so das Wohlwollen der im Nachbarraum beruhigt lauschenden Eltern. Weisheitszähne machten sich breit. Als er ihn verließ, galt er schon als der unumschränkte Dekadent des Städtischen Kindergartens.

Der Vater begriff trotz manchen negativen ärztlichen Befunds nur schwer, daß sich gerade an diesem Sohn — übrigens hieß er Erich — keine der zahlreichen Erbkrankheiten nachweisen ließ, die er selbst — nach eingehenden Forschungen — in seinem Geschlecht bis auf den Dreißigjährigen Krieg, gewiß aber bis auf die Franzosenzeit in Kolberg, zurückverfolgt hatte; der Bengel produzierte sie im Gegenteil alle autonom. Dabei war er nicht eigentlich bösartig. War er mit sich allein, gab er sich sogar ausgesprochen leutselig; seinen Kameraden wiederum sah er wohlwollend beim Spielen zu, meist eine Tomate essend. Wäre er als Storch geboren worden, er wäre sicher zu faul gewesen, auch nur auf einem Bein zu stehen.

Dann und wann machte er von der Schule Gebrauch. Zuweilen nahm er, besonders wenn sich in Erwartung des Mittagessens seine Gedanken erhellten, Lehrer wahr; in solchen Augenblicken sprang dann ein beglückender Funke gegenseitigen Erkennens über. Eine frühe Neigung erfaßte ihn sehr bald zu einer Gemüsefrau von unerhörten Ausmaßen. „Wie lange haben sie ihr Korsett nicht verlassen?", flüsterte er voll Ehrfurcht, während er vergeblich das ihm immer wieder entgleitende Fett an Ort und Stelle zu halten versuchte. Später regelte er so etwas mehr mit links; Dorettchen, Corinne, Gilda gingen den Weg allen Fleisches. Sei es wie es sei: aber seine Buchführung war musterhaft! Oft feilte er stundenlang an Abschiedsbriefen, deren Empfängerinnen er demnächst kennenzulernen beabsichtigte. Auf seinem Schreibtisch häuften sich Mascottchen, Bernsteine, Pfeifen und tönerne Trinkgefäße.

„Die Pubertät ist die Zeit der Reife", lächelte er halb hinterhältig, halb traumverloren — und so begann er auch gar nicht erst die feuchte Witterung, das lange nicht gelüftete Bett oder übermäßigen Alkoholgenuß verantwortlich zu machen, als er eines Morgens sein Gesicht in einem unrettbaren Zustand vorfand. Er vergaß sogar, wie gewöhnlich den Hut zu ziehen, als er sich im Spiegel sah. Er verriegelte die Türen und gab sich noch einmal mit aller Wehmut dem blütenleichtesten Amselmorgen hin, den ein neuer Frühling gerade herauftrug. Fortan blieb die Brötchenfrau sein einziger Umgang.

Sein Gehirn begann sich zu verlieren zwischen Verspieltheit und Apathie; sein Lieblingsautor wurde Sepp Dietrich. Er gewöhnte sich daran, sein Bett nur noch zum Essen zu verlassen. Essen blieb das einzige, was sein Körper ohne Widerwillen verrichtete. Er schwemmte schnell auf, doch blieben seine Glieder dünn und weich; vor dem Spiegel verglich er sich mit einem Nadelkissen. Allein einige spärliche blonde Haare wußte er mit großer Altersweisheit zu ordnen!

„Ein Mann wie Sie", sagte er zu einem Einundachtzigjährigen, der mit bunten Ansichtspostkarten an seine Tür kam. „Wir müssen alle sterben", sagte er. „Sein oder Nichtsein ist eine Frage des Stoffwechsels." Mit einem Hinweis auf gewisse Eigenarten der Maikäfer nach dem Hochzeitsflug ging er ans Werk. Da geschah es: Mitten in die Vorbereitungen zu seinem Begräbnis hinein wurde er durch einen Zeitzünder Vater eines Sohnes. Er eilte fort vom Schauplatz des Todes zu dem des Lebens. Sobald er den Kleinen sah, erinnerte er sich auch wieder der Mutter. Sämtliche beteiligten Eltern drängten auf Heirat, trotz der Minderjährigkeit der Kinder.

Der Junge war süß — er hieß übrigens Erich — und begann schon kurz nach der Geburt zu altern . . .

*

Wenn du nein sagst . . .

Du wirst dich
entscheiden müssen!
Sie wollen deine Zustimmung.
Sie wollen deinen Jubel
über ihre Erfolge.
Du weißt, was sie taten!

Freude ist unangemessen
freudlosen Herzen,
und das Blindsein
vor so viel Gemeinheit
verdächtigt
den Intellekt!

Du mußt wissen,
was du dir schuldig bist.
Zunächst verdankst du
nur einem Zufall
deine vorübergehende
Rettung.

Die heute vergeblich
ihre falsch gemünzte
Sorglosigkeit
dir einreden wollen,
sie werden kommen
im Morgengrauen
zu kurzem Prozeß!

Entscheide dich jetzt!
Wenn du ‚nein' sagst,
hast du dich
finsterer Zeit
zu versehen!

Helmuth Lamprecht

Man sagt in Bonn . . .

Charles de Gaulle stört. Das weiß er selbst sicher so gut wie seine Freunde und Gegner in Paris. Und das weiß man vor allem in Moskau. Er stört in Washington, in London und besonders in Bonn. Er stört überall dort, wo man sich Hoffnungen gemacht hatte, den Sowjets durch ein möglichst geschlossenes Auftreten des Westens auf einer Gipfelkonferenz Zugeständnisse abzuringen. Ein Bonner Parlamentarier drückte das, in diesen für ganz Europa so bewegten Tagen, so aus: „Die Ereignisse in Frankreich sind die ungarische Schlappe für den Westen." Diese Worte werden zweifelsohne besonders dann zutreffen, wenn man an die möglichen Folgen der französischen Wirren auf diplomatisch-politischem Gebiet denkt. Mit einer solchen Schlappe im Rücken kann man sich den Westen auf einem ost-westlichen Gipfeltreffen kaum vorstellen. Das bedeutet eine neuerliche Verzögerung dieses Vorhabens bis zu einem höchst ungewissen Zeitpunkt.

Das offizielle Bonn hüllte sich während der erregenden Tage in Paris in beharrliches Schweigen. Man verfolgte die Ereignisse mit nervöser und gespannter Aufmerksamkeit, vermied aber jede Äußerung, die nach „Einmischung" ausgesehen hätte. Dabei ist es fast überflüssig zu erwähnen, daß sich alle drei großen Parteien in Bonn in dem Wunsche einig waren, Pflimlin und das parlamentarische System in Frankreich mögen die unkontrollierbaren Kräfte, die sich um den baumlangen General geschart haben, überwinden.

Aus zahlreichen Äußerungen de Gaulles weiß man in Bonn, daß der General kein Freund des Europas der Parlamentarier ist. Ihm schwebt vielmehr eine französische Großmacht mit einem Kranz von assoziierten Staaten vor. Sein Traumbild ist die große und starke französische Union als Mittler zwischen den beiden Blöcken. Die Pläne Konrad Adenauers und seiner Europa-Streiter verhalten sich zu denen des ehrgeizigen und patriotischen französischen Generals entgegengesetzt. Konrad Adenauers Vaterland heißt „Europa", Charles de Gaulles Vaterland heißt „La grande France".

Den schwersten Schock infolge des Pariser Regime-Wechsels trug der Europäer-Flügel innerhalb der CDU davon. Die Kunde von de Gaulles Machtübernahme rief hier lähmendes Entsetzen hervor. Die Frage Nummer eins lautete: Was wird aus dem Gemeinsamen Markt? Man weiß hier, daß hinter dem General starke integrations-unfreundliche Kräfte stehen, die um Frankreichs fossile Wirtschaftsstruktur einen Naturschutzzaun errichten möchten. Die allgemeine Ansicht lautet daher in Bonn: Wir müssen Europa auf die lange Bank schieben, bis der General wieder verschwunden ist. Optimisten trösten sich damit, daß sich Militärdiktaturen in Frankreich zu keiner Zeit lange im Sattel halten konnten. Skeptiker meinen warnend, auf de Gaulle könne, wenn er scheitere, die Volksfront aus Kommunisten und Linkssozialisten folgen.

Die Aussichten für ein Scheitern de Gaulles werden hier stellenweise nicht eben ungünstig beurteilt. Man baut dabei auf das Dilemma, das in Algerien auf den General wartet. Auf der einen Seite Frankreichs starrköpfige Siedler, die sich von de Gaulle noch energischere militärische „Befriedungsmaßnahmen" versprechen. Auf der anderen Seite die Eingeborenen, die in de Gaulle vielleicht in dem gleichen Maße ihren Retter und Befreier sehen.

Vizekanzler Erhard gab zwei Tage vor de Gaulles Regierungsantritt in einem kleinen Kreise von Journalisten seiner festen Überzeugung Ausdruck, daß Frankreich wirtschaftlich nicht in der Lage sein werde, seinen Verpflichtungen im Rahmen des Vertrages über den Gemeinsamen Markt vom 1. Januar 1959 an pünktlich nachzukommen. Nach dem Texte des Vertrages müßten alle sechs beteiligten Staaten an diesem Tage die ersten Anpassungsmaßnahmen in Form von Zollsenkungen vornehmen. Erhard setzt sich dafür ein, den Weg nach Europa einstweilen ohne Frankreich fortzusetzen und den Schritt in den Gemeinsamen Markt zunächst zu fünft zu tun. Auch hier das Rezept: Warten, bis der Mann weg ist. Im übrigen aber machte Ludwig Erhard keinen sonderlich beunruhigten Eindruck.

Fast allen Bonner Politikern gemeinsam ist jedoch die Angst, de Gaulle könnte im Interesse der Wiedererrichtung einer Vormacht- oder Mittlerstellung Frankreichs eigene Pfade nach Moskau beschreiten. Man befürchtet von solchen französischen Extratouren nichts weniger als das Scheitern der Gipfelkonferenzpläne, weil man es für sinnlos hält, mit einer derart aufgeweichten und verwundbaren westlichen Front in Gespräche mit Moskau einzutreten.

Niemand wird jedoch sagen können, daß man sich in Bonn nicht schon vor den alarmierenden Pariser Ereignissen Gedanken darüber gemacht hätte, was aus Nordafrika werden soll, wenn Frankreichs Bemühungen scheitern sollten. Schon seit Monaten beobachtet man von Bonn aus die beunruhigende und gefährliche Untergrundtätigkeit Moskaus in Nordafrika. Im stillen Einverständnis mit Washington ist man inzwischen darangegangen, eine „Auffangsstellung" zu bauen, die es ermöglichen soll, Nordafrika der westlichen Welt zu erhalten, auch wenn Frankreich in Algerien scheitern sollte. Der erste entscheidende „Spatenstich" zu dieser Auffanglinie war die Neuorientierung der Washingtoner Politik gegenüber Kairo, die in erster Linie darauf abzielt, ein besseres Verhältnis zur arabischen Welt zu sichern.

Im Einvernehmen mit Washington stieß Bonn in der gleichen Richtung mit dem deutsch-ägyptischen Abkommen nach, das in erster Linie dazu dienen soll, das durch den schwindenden Einfluß Frankreichs in Nordafrika entstehende wirtschaftspolitische Vakuum deutscherseits aufzufüllen. Bgt.

. . . und in Deutschlands Hauptstadt

An einer der unheimlichsten und groteskesten Szenen aus den Tagen des erwachenden Deutschland fühlte man sich kürzlich in Leipzig erinnert. Damals standen, auf dem Platz vor dem Reichsgericht, ein paar Tausend spitzbäuchiger, kahlköpfiger Männer — Deutschlands Juristen — feldmarschmäßig ausgerüstet zum Appell vor dem Reichsjustizkommissar angetreten. Rund 25 Jahre später nun wiederholte sich in der gleichen Stadt das erniedrigende Ereignis, wenn auch unter etwas anderen Vorzeichen: Morgens um 7 Uhr versammelten sich Studenten und Dozenten der Karl-Marx-Universität, der Deutschen Hochschule für Körperkultur, der Hochschule für Musik und der Fachschule für Chemie zu einem Fahnenappell, an den sich ein 10-Kilometer-Gepäckmarsch und eine Schießübung anschlossen. Am folgenden Tag mußten die Studenten Militärdienstverpflichtungen unterschreiben.

Aus der Vielzahl alarmierender Berichte, die seit einigen Monaten über die Situation an den Universitäten und Hochschulen der Zone zu uns dringen, ist dies nur einer. Die Nachrichten aus Jena, aus Halle, aus Ost-Berlin klingen nicht viel anders. In Greifswald mußten die Studenten kürzlich, als ihnen die Stipendien ausgezahlt wurden, ein blaues FDJ-Hemd kaufen, in Rostock denunzierte der Rektor der Universität den Direktor der Universitätsnervenklinik, Prof. Stockert. Keine Universität, keine Lehranstalt bleibt von den Auswirkungen des neuen, verschärften Kurses verschont.

Der geschilderten Lage entspricht die verstärkte Fluchtbewegung. Seit einiger Zeit melden die Zeitungen fast jeden zweiten Tag die Flucht eines prominenten Wissenschaftlers, eines Dozenten oder wissenschaftlichen Assistenten, in den ersten fünf Monaten dieses Jahres waren es fast sechzig. Im gleichen Zeitraum haben rund 400 Ärzte aus der Zone um politisches Asyl gebeten. Und wenn nicht alles täuscht, werden diese Zahlen weiter anwachsen.

Eingesetzt hat diese Entwicklung mit der III. Hochschulkonferenz, die vom 28. Februar bis 2. März in Berlin stattfand. „Diese Konferenz", so schrieb damals das Zentralorgan der FDJ „Junge Welt", „bedeutet eine Wende in der Entwicklung unserer Universitäten und Hochschulen. Es geht um die weitere sozialistische Umgestaltung unseres Hochschulwesens. Es handelt sich darum, an den Universitäten und Hochschulen einen grundlegenden Umschwung im Inhalt und in den Methoden der Forschung, Ausbildung und Erziehung herbeizuführen, um eine völlige Übereinstimmung des Hochschulwesens mit den Erfordernissen des sozialistischen Aufbaus zu erreichen. Die Partei der Arbeiterklasse erarbeitete nach kritischer Einschätzung der Lage, nach schöpferischer Diskussion vor und während der Konferenz das Programm für den Weg, der zur Verwirklichung dieses Zieles führt . . ."

Das Programm fand seine Formulierung in fünf Punkten:

1. Die Aneignung des dialektischen Materialismus durch die Lehrkräfte und Studierenden auf der Grundlage der Erfahrungen und Probleme des sozialistischen Aufbaus in der DDR.
2. Die Anwendung sozialistischer Prinzipien in der Forschung.
3. Die sozialistische Orientierung in der Lehre, Ausbildung und Erziehung.
4. Die Schaffung neuer Grundlagen für die Auswahl und die Zulassung zum Studium.
5. Die Sicherung einer einheitlichen unbürokratischen Leitung des Hochschulwesens.

Solche Forderungen waren nun freilich schon des öfteren vorgetragen worden, gehörten aber bis dahin eher zum Routinerepertoire der Spruchbänder und Schlagzeilen. Jetzt dagegen scheint die SED entschlossen, den „Kampf um die sozialistische Universität" mit der ganzen rücksichtslosen und schikanösen Hartnäckigkeit zu führen, deren ideologisch verrannte Funktionäre fähig sind. Von der landwirtschaftlichen Fakultät der Ostberliner Humboldt-Universität wurden beispielsweise Studenten und Dozenten gemaßregelt, weil sie entweder die diesjährige Westberliner „Grüne Woche" besucht oder sich positiv darüber geäußert hatten. Das Parteiaktiv der Friedrich-Schiller-Universität in Jena hat sich unter dem Stichwort „Kampf gegen bürgerliche Ideologien" mit der Benutzung westlicher Literatur durch Professoren und Studenten beschäftigt und dabei festgestellt, daß die Professoren „ein Interesse an der Verbreitung kapitalistischer Forschungsergebnisse zeigen". Dozenten der Hochschule für Schwermaschinenbau in Magdeburg wurde vorgeworfen, sie hätten sich von Maschinenfabriken der Bundesrepublik Prospekte schicken lassen und diese im Unterricht „gegen die DDR und ihre Wirtschaftspolitik ausgenutzt". Den Veterinär-Medizinern der Leipziger und der Ostberliner Universität machte das „Forum", die Studentenzeitung des Zentralrats, kürzlich den Vorwurf, sie sähen in ihrer Arbeit Deutschland immer noch als eine Einheit an und vergäßen darüber die besonderen Probleme, die sich aus der sozialistischen Struktur der DDR ergäben.

Die Liste solcher Vorfälle ließe sich endlos fortsetzen. Der Beunruhigung, die sich daraufhin ausbreitete und die zu einer Absetzbewegung führte, durch die stellenweise bereits die Erfüllung der Studienpläne gefährdet ist, hat die SED durch ein System der Beschwichtigung und Abschreckung entgegenzutreten versucht. In Halle diskutierte Walter Ulbricht selbst an zwei Abenden mit rund 700 Wissenschaftlern aus der Zone, wobei er allerdings die recht massiv vorgetragenen Klagen bagatellisierte bzw. die geschilderten konkreten Schwierigkeiten mit dem Hinweis auf die abstrakt-ideologischen Fernziele beiseiteschob. Als Abschreckungsmaßnahme hat man beispielsweise beschlossen, geflüchteten Wissenschaftlern ihre akademischen Grade abzuerkennen. Auf dem Berg- und Hüttenmännischen Tag in Freiberg (Sachsen) versuchte Ministerpräsident Grotewohl wiederum, Wissenschaftler aus der Bundesrepublik durch Versprechungen zur Übersiedlung nach Mitteldeutschland zu veranlasssen. Er verstünde nicht, so klagte er, warum „bedeutende Wissenschaftler ihre Forschungsergebnisse in den Dienst der Monopole" stellten. Gegen die wachsende Ärzteflucht hat das Ministerium des Innern eine Aktion unter dem Kennwort „Aeskulap" eingeleitet, in dessen Verlauf sowohl die frei praktizierenden Ärzte als auch das leitende medizinische Personal der Krankenhäuser, Institute und Universitätskliniken auf seine Republiktreue untersucht und zugleich festgestellt werden soll, welche Beziehungen die einzelnen Ärzte zum Westen haben und ob aus irgendwelchen Gründen ein gerechtfertigter Verdacht auf Republikflucht besteht. Um einer Teilnahme der mitteldeutschen Mediziner am derzeit in West-Berlin stattfindenden 7. Kongreß für Ärztliche Fortbildung entgegenzuwirken, hat das sowjetzonale Gesundheitsministerium kurzfristig einen Parallelkongreß nach Leipzig einberufen und ein faktisches Teilnahmeverbot an der Berliner Veranstaltung erlassen.

Alle diese Maßnahmen und Ereignisse sind Symptome des neuerdings verschärften Kurses und einer Politik der Kontaktverhinderung zwischen Ost und West. Das ist ihr aktueller Aspekt. Aber man wird zweifellos nicht fehlgehen, wenn man darin den Ausdruck grundsätzlicher Schwierigkeiten zwischen einem totalitären Staat und der Wissenschaft erblickt. Trotz aller behaupteten Wissenschaftlichkeit ist der Marxismus in seiner machtstaatlich-verfestigten, ideologischen Erscheinungsform zu einem fundamental antiwissenschaftlichen Phänomen geworden. Am Anfang wissenschaftlicher Bemühung stand und steht immer der Zweifel — hier dagegen das Dogma und das vorgeschriebene Denkschema. Die Schwierigkeiten des Regimes mit den Universitäten werden daher bestehen bleiben. Angesichts der katastrophalen Folgen, die in der kurzen Zeit des verstärkten Druckes eingetreten sind, wird sich die SED vermutlich bald gezwungen sehen, größere Zurückhaltung zu üben. Aber der Gegensatz wird damit nicht überbrückt werden und immer wieder aufbrechen, solange an den Universitäten und Hochschulen Mitteldeutschlands ein Rest recht verstandenen wissenschaftlichen Geistes bewahrt bleibt. jcf.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

Für Studierende

Vorzugspreis mtl. DM 2,90

Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung

In den Semesterferien portofreier Versand an die Heimatanschrift

Bestellungen und kostenlose Probenummern beim AStA

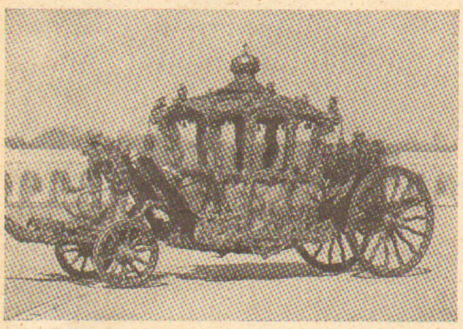
VERLAG CURT E. SCHWAB G. M. B. H. · Stuttgart W · Silberburgstraße 193

Einspänner mit Schlag, i bitt' schön . . .

Gedankensplitter · Deutscher Student in Wien

Für jeden ausländischen Studenten, der ein Semester in Wien verbringt, wird dies vor allen ein „Kultursemester" sein. Burgtheater, Staatsoper, Konzerthäuser . . . ein fruchtbarer Kulturhumus. Trotz einer Fülle von Barockengeln, Prunksälen, trotz rückwärtsgerichteter Sissi- und Heurigensentimentalität und der glanzvollen Wiener Operette, erzielt man beim Wiederaufbau des Wiener Stadtzentrums, der Staatsoper und des Burgtheaters zwischen dem übriggebliebenen Alten und dem modernen Stilgefühl Synthesen, die treffen. Diese zwei Welten begegnen immer wieder: Verstaubtes, von der Konvention sich nährend, Straßenlaternen aus dem vorigen Jahrhundert, und moderne Bauwerke.

Die Stadt kann man nicht aufsaugen, nicht intensiv erleben — wie Paris vielleicht, auch wenn man nicht im Strudel der Führungen ein Bauwerk nach dem andern bestaunt, und sich in die engen Gäßchen aus dem 15. Jahrhundert zurückzieht, mit hohen Renaissancefenstern und alten Höfen, Resten von Klöstern und Kirchen-Phlegmatismus, den man Gemütlichkeit nennt, geht



vielen auf die Nerven in dem samtweich-ästhetischen Wien. Nach einem uralten Gesetz ist der Turm des Stephansdomes Grenzpfahl zwischen Ost und West. Überall spürt man Elemente östlichen Einflusses: Dalmatiner Weinhaus, ungarische Restaurants, griechisch-orthodoxe Kirche, Synagogen. Toleranz ist nur kaschiert, man findet wenig Offenheit, ewiges Mißtrauen dem Fremden gegenüber. „Echte Wiener" gibt es nicht, sondern eine traditionell bewährte Lebensgemeinschaft, eine Symbiose zwischen Ost und West; viele Nationen haben sich im Laufe von Jahrhunderten assimiliert.

Nur unter dem Gesichtswinkel der Kuriosität kann man deshalb diese Stadt richtig genießen — mit ihrer Tradition und Konvention; denn glaubwürdiger Non-Konformismus ist eine Frage des persönlichen Stils: Distanz bewahren, sichten, scheiden.

Das Burgtheater ist eine Institution, deren Nimbus man mit den Karten kauft. Bevor sich der Vorhang lautlos wie ein geschminktes Lid vor dem noch schlafenden Auge hebt: die ältere Dame genießt den Anblick der Farben und Formen in den Kleidern der Frauen, beobachtet Logensitz um Logensitz, Angesicht um Angesicht, bis sie vor der großen Fläche des Vorhangs erschaudert; denn dahinter verbirgt sich das Heilige. Der bedeutende Herr mit Hornbrille aus dem wirtschaftlichen Leben sitzt im Parkett.

Das Burgtheater ist kein Objekt, an dem sich Diskussionen entzünden; ich habe es nicht erlebt. Alles und jeder wird beklatscht. Man hütet sich, zu schockieren oder schockiert zu werden. Nestroy wird gespielt, Raimund, Grillparzer, die Klassiker.

Man betrachte einen Troß von Lakaien, Selbstsicherheit aus goldbedreßter Livree gewinnend, ihre Art, die Menschen zu nehmen: Mit einer leichten Handbewegung, es kommt alles auf ein gewisses Etwas an, ein beständiges Impromptu auf die Grazie. Man muß vor allem seine Tenue zu wahren wissen, sich anschmiegen können: gepflegtes Gesellschaftsspiel, konventionelle Technicken, Formgeklingel: Ich bitte Erlaucht untertänigst um Vergebung und hoffe nicht befürchten zu müssen, daß euer Durchlaucht den leisesten Zweifel in meine Diskretion setzen . . .

Man kann seine Studien treiben in Plüschpolstern, in einem Durcheinander von Anmaßungen, die sich durchkreuzen. Ein ewiger Austausch von Gefühlen, die man nicht fühlt, und von Gedanken, die im Augenblick, wo man sie ausspricht, nicht mehr wahr sind. Schmeicheleien und versteckte Bosheiten, die das Herz des Gebers ebenso austrocknen wie das des Empfängers: Gewinnt man dabei eine dauernde Neigung? eine beständige Freundschaft? Verliert man nicht ständig das reine Gefühl von sich selber?

Ein geringes Heben der Augenlider hinter den Kulissen: Erfahren, wie die Dinge für den Eingeweihten stehen . . . sanftes Erschrecken. Monotone Pantomimen, Igelballett: Sie frieren, alleine mit sich selber und ihrer Konvention in ihren Wohnungen und langweilen sich, igeln sich ein, nähern sich einander, rücken immer näher und wollen sich aneinander drücken: — bis ihre Stacheln sie gegenseitig verwunden; dann kriechen sie solange auseinader, bis das Gefühl der Langeweile stärker geworden ist als die Erinnerung an den Schmerz. In den Kaffeehäusern täglich das gleiche Zeremoniell: „Grüß Gott, gnädige Frau, küß die Hand, gnädige Frau, was darf ich Ihnen bringen? Einen kleinen oder großen Schwarzen, kurz bzw. lang. Einen kleinen oder großen Braunen, mehr Licht, mehr dunkel, einen Capuziner (ital. Capizino mild), einen Häferlkaffee (aus Steinguttassen), Einspänner mit Schlag, Charly Gold . . . einundzwanzig Kaffeesorten gibt es, so sagte mir ein Kellner. Am Nebentisch ein Stoß Zeitungen, in den kleinen Häusern nur Wiener Blätter, in den größeren ausländische . . . Kaffeeduft überschwemmt dich.

In den Hörsälen wienerisch redende Professoren, die man sich am besten mit einem k. u. k. Goldhelm und in betreßter Livree vorstellt. Patriotische Philosophen vergeben Dissertationsthemen über die Sprache bei Nestroy „wenns jemand so gut wienerisch red' wie I". Mitschreiben in den Vorlesungen ist nicht notwendig; einer ist da, der besorgt das für dich. Man hat Skripten (Mitschriften), von einem geschrieben, von allen gelesen. Wohl dem, der schon eine besitzt; er macht nur noch einen Haken hinter die Gedanken, die ihm von oben zufliegen. Dieselben Sätze stehen schon vor ihm, der, stolz blätternd in dem Bildungsgute, sich seines Wertes voll bewußt ist. Immer die gleichen Sätze. Karussell der Wissenschaft. Am Ende des Semesters kaufst du dir die Bildung für 20 Schillinge — bei deiner Fachschaft.

Viele Erlebnisse gerinnen zu einer Erfahrung. Was hängt noch in meiner Seele? Skoda und de Kowa erscheinen als Faust und Mephisto und vertreiben die letzten Gedanken an eine ewige Sonntagspause.

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenaufsätze zur Lektüre:

Politik

Der Weg nach Zion. Notizen von einer Reise nach Israel.
Max von Brück in Gegenwart. 1958, H. 10.

Die Renaissance der Partei.
Ruth Fischer in Frankfurter Hefte. 1958, H. 4, 5.

Warum ich Europäer bin. Beiträge zu einer Diskussion.
Klaus Harpprecht in Der Monat. 1958, H. 116.

Kapitalismus ohne Schrecken . . . und der Sozialismus von heute.
Gustav Klingelhöfer in Der Monat. 1958, H. 116.

Der Weg zu Sowjet-Europa. Die sowjetische Kontinentalpolitik von Lenin bis Chruschtschow.
Hans Köhler in Die Politische Meinung. 1954, H. 24.

Staat und Recht in der UdSSR seit 1918.
Reinhart Maurath in Politische Studien. 1958, H. 96.

Die gegenwärtige Lage und die Aussichten der amerikanischen Wirtschaft.
Otto von Mering in Universitas. 1958, H. 4.

Der Kommunismus und die Eroberung der Welt.
Antoine Pinay in Politische Studien. 1958, H. 97.

Zur französischen Staatskrise.
in Gegenwart. 1958, H. 11.

Wissenschaft

Abhandlungen über das Verhältnis Geistes- und Naturwissenschaft.
in Studium Generale. 1958, H. 5.

Die Sozialwissenschaften in der Sowjetunion.
Arvid Brodersen in Die Gegenwart. 1958, H. 9.

Die gesellschaftliche Rolle des Interesses.
Christian von Ferber in Deutsche Universitäts-Zeitung. 1958, H. 4.

Das Verhältnis des Marxismus zu Hegel. Politische Hintergründe einer philosophischen Diskussion.
Iring Fetscher in Das Parlament vom 21. 5. 1958.

Die Wissenschaften und das Wagnis der schöpferischen Freiheit.
Theodor Heuss in Universitas. 1958, H. 4.

Naturwissenschaft und Ideologie in der heutigen Sowjetunion.
Gustav A. Wetter in Universitas. 1958, H. 5.

Kultur

Der Film als zeitgeschichtliche Quelle.
Karl Otmar Frhr. v. Aretin in Politische Studien. 1958, H. 96.

Die Fehlentwicklung im Gefüge der modernen Kultur.
Harry Elmer Barnes in Universitas. 1958, H. 5.

Die Raumsucher. Zur amerikanischen Literatur der Space-Fiction.
Ernst Wilhelm Eschmann in Merkur. 1958, H. 4.

Die dritte Aufklärung. Chancen der Bildung im Zeitalter der Technologie.
Ivo Frenzel in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 19. 4. 1958.

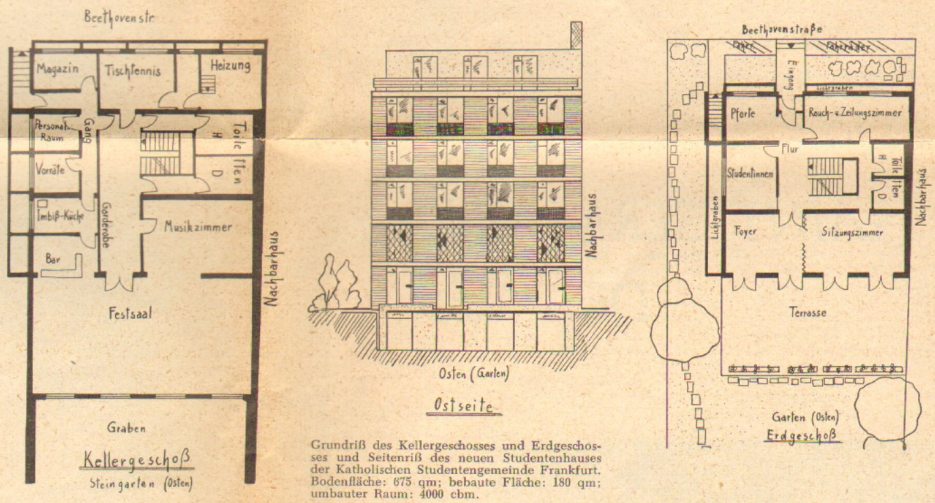
Soziologischer Kommentar zur modernen Malerei.
Arnold Gehlen in Merkur 1958, H. 4.

Die deutsche Schule in Zahlen.
Hans Heckel in Frankfurter Hefte. 1958, H. 4.

Neues Studentenhaus in Frankfurt

Am 2. Juni wurde auf dem Trümmergrundstück Beethovenstraße 28 der Grundstein für ein neues Studentenheim gelegt. In ruhiger Lage, nur 5 Minuten von der Universität, baut hier die Katholische Studentengemeinde ihr Haus. Es soll allen Studierenden an der Universität offenstehen.

Während katholische Studentenhäuser in anderen Universitätsstädten meist reine Wohnheime sind, soll dieses ein Club- und Wohnheim werden. Grundsätzliche wie zweckmäßige Erwägungen dürften gleichermaßen aus mehreren Vorhaben zu dieser Endlösung geführt haben: ein Wohnheim, das wenigstens einen Teil seiner Kosten selbst trägt, und ein Clubhaus als Treffpunkt und Stätte für gesellige Veranstaltungen.



Grundriß des Kellergeschosses und Erdgeschosses und Seitenriß des neuen Studentenhauses der Katholischen Studentengemeinde Frankfurt. Bodenfläche: 675 qm; bebaute Fläche: 180 qm; umbauter Raum: 4000 cbm.

Das Haus, wie es nach dem Plan der Architekten Giefer und Mäckler entsteht, wird ein würfelförmiger, siebengeschossiger Bau werden. Seine drei freien, aus mehrfarbigem Klinker einheitlich gestalteten Fassaden schauen nach Osten, Süden und Westen, Club- und Wohnheim, unter einem flachen Dach vereint, sind dennoch baulich völlig getrennt. Ersteres nimmt die vier unteren Stockwerke ein, wovon eins unter der Erde liegt, für letzteres sind die drei oberen Stockwerke einschließlich des Daches vorbehalten. Als ein zentral gelegenes Bauelement verbindet die freistehende Treppe die Geschosse, mit Schalldämmung gegen Tritte und Rufe. Wie die Abbildungen zeigen, ist in den beiden unteren Stockwerken genügend Raum für geselliges Zusammensein in kleinerem oder größerem Kreis. Für „ganz große Sachen" lassen sich, wenn die Flügeltüren und Schiebewände der einzelnen Säle geöffnet werden, Musikzimmer, Festsaal und Bar im Keller mit der Terrasse, dem Foyer und Sitzungszimmer im Erdgeschoß vereinen. Die Verbindung geht durch den Garten, der die Süd- und Ostseite des Hauses umrahmt. Für leisere Beschäftigungen ist das erste Obergeschoß mit einem 32 qm großen Arbeitsraum mit Präsenzbibliothek (silentium strictissimum!), mit der Bibliothek, der Kapelle, der Sakristei und einem Zimmer des Gemeindesprechers. Die Räume des 2. Obergeschosses sollen als Arbeits-, Konferenz- und Sprechzimmer des Studentenpfarrers und als Sekretariat dienen, außerdem werden hier der Assistent des Pfarrers und der Tutor des Heimes wohnen.

Die drei obersten Stockwerke sind ausschließlich Wohnheim mit 30 Betten. Das Dach wird nur zur Hälfte ausgebaut, das übrige wird eine 73 qm große Terrasse sein, wozu noch kleine Terrassen vor jedem der 4 Dachzimmer kommen. Die 12 Doppelzimmer (je 14,5 qm) und die 6 Einzelzimmer (je 9 jm) mit fließendem kalten Wasser sollen mit zweckmäßigen, für Studenten besonders bewährten Möbeln ausgestattet werden. In jedem Stockwerk sind Toiletten, Brausebäder und Zapfstellen für heißes Wasser. Das 3. Stockwerk hat eine Treppenhalle. Von der geräumigen zentralen Wohnküche im 4. Stock, mit Kochstellen, Spültisch, Kühlschränken mit Anrichten, dem Schrank mit Gefachen für jeden Bewohner, können die zwei Teile, in denen man das Essen einnimmt, auch als Gemeinschaftsräume abgetrennt werden.

Es ist geplant, in das Wohnheim vornehmlich Studenten aus Afrika und Asien und ältere deutsche Semester aufzunehmen. Die Bewohner sollen soweit wie möglich in Selbstverwaltung alle Angelegenheiten des Heimes einschließlich des Mietpreises in Ordnung bringen und in Ordnung halten. Die Geldmittel gibt zum großen Teil der Bischof von Limburg, ein Teil — hoffentlich — der Bundesjugendplan. Ein erheblicher Teil, so die gesamte Inneneinrichtung, muß jedoch auf dem Spendenwege beigebracht werden.

Karl Joseph Marschall

Jugendpublikationen in der Sowjetunion

Die Bedeutung der Presse in der Sowjetunion wird von den führenden Persönlichkeiten sehr hoch eingeschätzt. Die Presse gilt „als das Organ des Lebens der Kollektive". Man ist daran gewöhnt, ihr zu glauben. Vom Journalist wird verlangt, daß er subjektiv und zugleich objektiv sei.

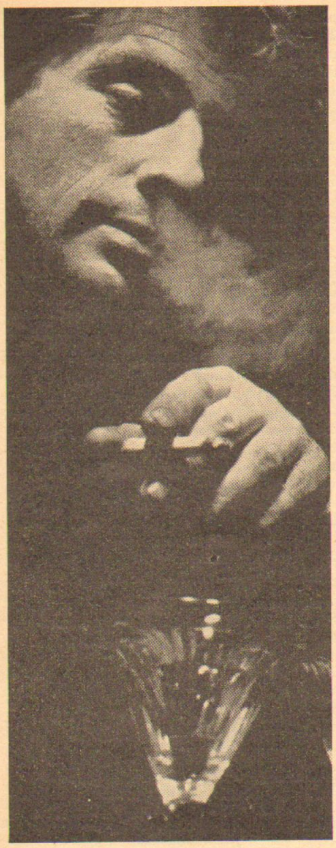
Es gibt in der Sowjetunion 113 Jugendzeitungen. Die beiden größten sind die „Komsomolskja Prawda", Moskau, und die „Smena", Leningrad.

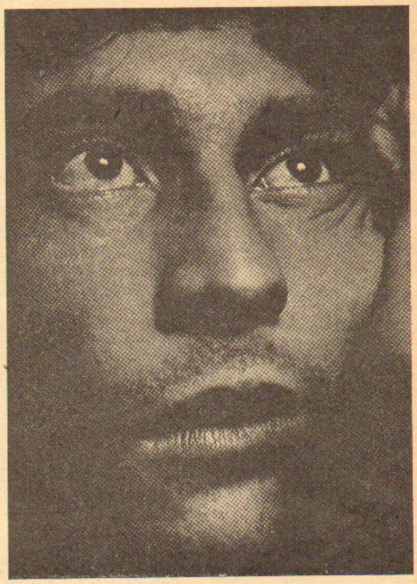
Über die Organisation der Presse lassen sich auf Grund der Erfahrungen folgende allgemeine Bemerkungen machen:

Es gibt die überregionale große Jugendpresse, aber keine Geschmacks, des allgemeinen Lebensstils, der Mode, der Kunst, des Films, des Sports . . . werden in diesen beiden großen Jugendzeitschriften behandelt.

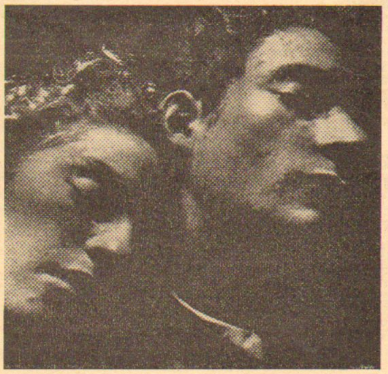
Über Leserbriefe, die in der Zeitung abgedruckt, kommentiert und beantwortet werden, nimmt die Leserschaft aktiven Anteil an der Gestaltung der Zeitung.

NEUN GESICHTER





AUS SAINT GERMAIN DES PRÉS



Aus der großartigen Fotostory „Liebe in Saint Germain des Prés" von Ed van der Elsken, die im Rowohlt Verlag Hamburg, erschienen ist.